

δύναμις

Studierendenzeitschrift der KU Linz

GUT, BESSER, BESTIALISCH?

**Artikel
aus den
Fachbereichen**
*Theologie
Philosophie
und
Kunstwissenschaft*

**Jänner 2018
Ausgabe 24**

INHALT

THEOLOGIE

Wenn Bestien auf Gott verweisen 17

PHILOSOPHIE

Wie geht es mir?..... 8
 Gut, besser, Tablettenfresser..... 20
 Vorwärts – blicken wir doch erst einmal zurück!.....23
 Hätte Frankensteins ‚Monster‘ auch glücklich werden können?.....25

FORUM LITERATUR

Der Fremde in mir..... 4
 GUT, BESSER, BESTIE 12
 Studentenglück*11
 Gedicht: Die Welt von außen..... 30

EDITORIAL

Ist die Verbesserung des Menschen durch technologische Verfahren nutzbringend? Ist unsere heutige Generation bereits dazu verpflichtet, voranzuschreiten? Und was hat es mit dem Begriff der „Bestie“ auf sich? Weshalb verwandelt sich der Mensch und wird zunehmend bestialisch? Wie wirken sich all die vermeintlichen Verbesserungen des Menschen auf seine Umwelt und ihn selbst aus?

Diese Fragen und noch mehr ergeben sich bei der Wahl des Leitspruches „gut, besser, bestialisch“. Spricht man über die Thematik der Verbesserung des Menschen, kann man in Zeiten wie diesen, die vor allem vom Fortschritt bestimmt sind, schnell in ein langes Gespräch geraten ohne dabei zu einem Schluss zu kommen. Jeder Mensch bringt eigene Erfahrungen und unterschiedliches Wissen mit. Dementsprechend befasst sich jede*r auf eigene Art und Weise mit gewissen Thematiken und geht anders damit um. Dadurch ergibt sich in Summe eine Vielfalt von Eindrücken und Ansichten.

Was erwartet Sie als Leser*in?

Eine bunte Palette an Ideen und Anregungen zum Denken. Sei es in Form einer persönlichen Erzählung, sei es durch eigene Gedanken zu philosophischen und theologischen Standpunkten oder in Form eines künstlerischen bzw. literarischen Blickwinkels auf die vorliegende Thematik.

Viele verschiedene Perspektiven eröffnen sich und regen zum Denken an. Sei es das Erfassen der Bedeutung des Ausdruckes „Bestie“ in kirchengeschichtlicher Hinsicht oder aber ein Blick in die Gegenwart bzw. in die Zukunft des „Fortschrittwahns“. Der Mensch verbessert und möchte voranschreiten. Nur selten werden die Konsequenzen eines vorliegenden Transhumanismus ausreichend bedacht. Die Auswirkungen auf das Individuum sind ebenso bedenklich. Der Mensch reagiert klarerweise auf die Veränderungen, die der Fortschritt mit sich bringt. Die Gegenreaktionen der zunehmenden Beschleunigung äußern sich in Krankheiten wie der Depression.

Dabei sollte sich der Mensch doch wirklich fragen: Betreibe ich den Fortschritt nur noch um des Fortschritts willen? Der Fortschritt ist sowohl Mittel als auch Zweck. Für mich ein klarer Stillstand.

Nun freue ich mich, liebe Leser*in, Sie der Zeitschrift selbst zu überlassen. Vielleicht profitieren Sie von der ein oder anderen Niederschrift und werden zum Denken und sogar zum Handeln animiert.

DER FREMDE IN MIR.

Er befand sich in seinem Schlafzimmer. Verwirrt und mit einer unüblichen Schwere, die sich in seinem ganzen Körper ausbreitete, blickte er sich um. Die Wände seines Schlafzimmers waren grau, sowie der Tag selbst. Kein Vogel, geschweige denn irgendein Geräusch, machte sich bemerkbar. Nur Stille. Das Grau des Himmels, hinter den Fensterscheiben, verschwamm mit dem dumpfen Grau der Schlafzimmerwände. Sein Bett war wie aus Stein gemeißelt und erschien unberührt. Der daneben stehende Nachttisch passte sich hervorragend an die Farbe des Bettes an. Grau und trostlos standen die beiden im Zimmer. Angestrengt bewegte er sich vorwärts. Seine Beine wurden mit jedem Tritt schwerer. Es fühlte sich so an, als würde ihn jemand in den Boden drücken wollen, mitunter hatte er das Gefühl beobachtet zu werden. Immer noch verwirrt und benebelt ging er, wie jeden Morgen, von seinem Schlafzimmer durch den Flur in Richtung Badezimmer. Davorstehend konnte er die Tür nicht öffnen. Gequält und mühevoll drückte er die Badezimmerklinke herunter, doch wie sein Bett, war auch diese wie aus Stein und rührte sich keinen Millimeter. Als würde jemand wollen, dass er nicht in sein Badezimmer kommen konnte. Merkwürdig, murmelte er. Doch viel Nachdenken darüber konnte er nicht, denn seine Beine waren schon bis zur Hälfte im Boden versunken. Die Badezimmerklinke entfernte sich und wurde immer unerreichbarer für ihn. Seine Hände, sich nun am Boden abstützend, zogen seine verschwundenen Beine langsam wieder hervor. Sein Herz pochte vor Aufregung. Nun, auf allen Vieren kriechend, bewegte er sich in Richtung Küche, und schaffte es nach längerer Zeit, sich wieder auf seine Beine zu stellen. Noch etwas wackelig, aber endlich nicht mehr im Boden versinkend, hielt er sich an der Küchentüre fest. Anerkennend, dass heute einfach alles anders war als üblich, beschloss er, sich einen Tee zu

kochen. Es sollte, wie üblich, ein Kamillentee wird. Er stemmte sich von der Küchentüre ab und begab sich zum Wasserkocher gleich neben ihm. Dieser erstrahlte nicht wie normalerweise in seiner himmelblauen Farbe, sondern war dunkelgrau. Er hatte die Farbe eines Steins, den man in Wasser getunkt hatte. Seine Hände tasteten den Wasserkocher ab. Sie suchten den Knopf, der sich doch am Deckel befinden sollte. Dieses Mal aber, konnte er ihn nicht finden. Verzweifelt betastete er den Wasserkocher von allen Seiten. Er kann doch nicht schon wieder kaputt sein!, dachte er, schließlich hatte er doch erst vor kurzem einen neuen gekauft. Er wusste sich nicht mehr zu helfen ... Da fiel sein Blick auf den Küchentisch. Dort lag sein großer, grauer und fade aussehender Laptop. Plötzlich war es nicht mehr wichtig, einen Tee zu kochen. Wichtig war für ihn nur mehr, zu seinem Laptop zu kommen. Mit schweren Füßen schlurfte er zum Küchentisch und setzte sich auf einen Stuhl. Da lag er – mitten auf dem Tisch. Leblos wie ein Laptop sein sollte, aber versteinert und grau, wie alles andere, was ihm bisher untergekommen war. So wie der Wasserkocher eigentlich eine lebendige und strahlende Farbe hatte, so war auch sein Laptop normal knallig rot. Seine Finger zitterten bei dem Versuch ihn zu öffnen. Angst stieg in ihm hoch. Was, wenn ich es nicht schaffe weiter zu schreiben, was, wenn alles gelöscht wurde?, dachte er und sah dabei sehr gequält aus. Immer wieder aufs Neue versuchte er den Laptop zu öffnen, doch seine Hände wurden bei jedem Versuch schwerer und schwächer. Nach drei weiteren Versuchen gab er auf. Seine Hände taten ihm weh. Er konnte sie zwar nicht spüren, aber er wusste, dass sie ihn schmerzten. Er sah sich in seiner Küche um. Alles erschien unwirklich. Die Wohnzimmertüre, direkt neben der Küchentüre, hatte eine grünliche Farbe angenommen. Zuvor war sie doch noch grau gewesen?, überlegte er. Nachdenklich betrachtete er sie.

Die Wohnzimmertüre war viel größer als die Küchentüre und er glaubte zu sehen, dass sie langsam immer weiter in die Höhe wuchs. Völlig verwirrt starrte er die Türe an. Er konnte nicht glauben, was er da sah. Wie konnte das sein? Sein Herz pochte wieder heftig und er bekam das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Was war das? Er schreckte auf. War da nicht ein dumpfes Geräusch gewesen? Er klammerte sich an seinem Laptop fest, als würde dieser ihm Schutz geben. Die Wohnzimmertüre wurde immer größer, verlor aber nichts von ihrer Breite. Er hatte etwas gehört, da war er sich ganz sicher. Wer ist da?, überlegte er leise, als könnte derjenige seine Gedanken hören. Stille. Alles rund um ihn wurde immer verschwommener. Die Küchentüre wurde von den Wänden verschluckt. Die ganze Küche zog sich immer mehr zusammen, als würde die Wohnzimmertüre alles in sich aufsaugen. Nicht wissend, was gerade geschah, klammerte er sich immer noch an seinen Laptop. Hallo?, rief er leise, ohne wirklich gehört werden zu wollen. Die Wände der Küche wurden immer enger. Der Wasserkocher war nun nur mehr ein dünner, grauer Strich und sein Laptop zog sich in die Breite, Richtung Türe. Alles in sich aufsaugend wuchs die Wohnzimmertüre immer höher. Er vernahm ein Geflüster und Schritte. Gezwungenermaßen stand er nun vor der Wohnzimmertüre. Sein Herz pochte wild. Er konnte den Blick nicht mehr von der Türe wenden, obwohl er liebend gerne einfach weggerannt wäre. Er nahm die Klinke mit seiner rechten Hand. Sie fühlte sich ganz kalt an. Langsam drückte er sie nach unten. Was war das? Ein Schatten? Eine bestialische Gestalt? Ein unheimliches Grinsen ... er wachte auf.

Kerzengerade saß er in seinem Bett. Die Angst war ihm ins Gesicht geschrieben und man konnte kleine Schweißperlen auf seiner Stirn entdecken. Was war denn das?, dachte er und fasste sich an die Stirn. Sein Herz musste sich erst wieder beruhigen. Es dauerte eine Weile bis sein Blick klarer wurde und sein Puls sich verlangsamte. Noch immer erschöpft sah er sich in seinem Schlafzimmer um. Draußen schien es ähnlich grau und dunkel zu sein wie in seinem Traum. Regentropfen trommelten auf die Fensterscheiben, als würde jemand mit seinen Fingerspitzen sachte dage-

gen klopfen. Regen empfand er immer schon als sehr beruhigend, auch dieses Mal. Zu den dunklen und grauen Wolken gesellte sich hin und wieder ein einzelner Sonnenstrahl, der das Zimmer erhellte. Er erinnerte sich genau an seinen Traum. Die grinsende Gestalt stand ihm vor seinem inneren Auge, als befände sie sich direkt vor ihm. Er schüttelte den Kopf, so als wollte er sich von diesem Anblick befreien. Diese Gestalt hatte keine Ähnlichkeiten mit einem Menschen und er konnte sie auch keinem Tier zuordnen. Der Körper dieser Gestalt glich einem Schatten, sie hatte keine wirklichen Konturen. Die Augen und der Mund aber waren in dem schattenhaften Gesicht klar zu erkennen: große Augen, die nicht von dieser Welt zu sein schienen, der grinsende Mund bis zu den Augen hinaufgedehnt.

Zu seiner Erleichterung fiel ihm ein Sonnenstrahl ins Gesicht. Für eine Weile genoss er die Wärme. Dann nahm er sein Traumtagebuch in die Hand. Es lag wie jeden Morgen auf seinem Nachttisch. Er hatte bereits vier bis obenhin vollgeschrieben, nun wollte er sein fünftes beginnen. Er blätterte durch die leeren Seiten seines fünften Buches. Das Papier roch noch ganz nach dem Geschäft, wo er es gekauft hatte. Leicht süßlich, stellte er fest. Der rote, schlichte und lederne Einband hinterließ die Abdrücke seiner verschwitzten Hände. Nachdenklich putzte er die Abdrücke mit seiner Bettdecke wieder sauber. Diesen Traum konnte er einfach nicht aufschreiben, nein, daran wollte er sich nicht erinnern. Er klappte sein Traumtagebuch zu und legte es wieder auf dem Nachttisch. Langsam kroch er aus seinem Bett. Bevor er aber sein Schlafzimmer verließ, blickte er sich noch ein letztes Mal um. Er wollte nur sicher gehen, dass sein Bett nicht wie versteinert war. Erleichtert von dem, was er sah, ging er Richtung Küche. Nachdem er mühelos sein Badezimmer und seine Küche betreten konnte, hatte sein Herz wieder den üblichen Rhythmus gefunden. Der Wasserkocher sprudelte fröhlich vor sich hin. Er machte sich einen Kamillentee und betrachtete den Himmel hinter den Scheiben seines Küchenfensters. Draußen hatte der Regen aufgehört und die Küche wurde von Sonnenstrahlen durchflutet. Der knallrote Laptop wartete auf dem Küchentisch und ließ sich

problemlos einschalten und aufklappen. Auch wenn alles wieder normal war, ließ ihn der Traum nicht los. Er musste immer wieder an das Gesicht denken. Er nahm einen kräftigen Schluck aus seiner Teetasse und wollte zu schreiben anfangen um das letzte Kapitel seines Romans endlich zu Ende zu bringen. In den letzten Monaten hatte er ununterbrochen an seiner Geschichte geschrieben, denn er brauchte das Geld. Aber so sehr er sich bemühte, er musste immer wieder an seinen Traum denken. Schluss jetzt!, brüllte er in den Raum, als würde das helfen. Ich muss jetzt arbeiten! Er saß vor seinem Laptop und begann sinnlose Worte hinein zu tippen. Ununterbrochen sah er das Gesicht vor seinem inneren Auge. Er konnte sich einfach nicht konzentrieren. Er strich sich durch sein graues, bis zur Schulter dünner werdendes Haar und klappte den Laptop zu. Der Traum schien ihn mehr mitzunehmen als er gedacht hatte. Es war nun schon elf Uhr am Abend und er hatte nichts Brauchbares weiter gebracht. Enttäuscht über sich selbst und müde richtete er sich zum Schlafengehen her. Er legte sich in sein Bett und betrachtete in Gedanken versunken die Decke seines Schlafzimmers. Sein Zimmer wurde von der Straßenlaterne draußen beleuchtet. Normalerweise störte ihn das Licht. Aber dieses Mal empfand er es als ein Geschenk. Er wollte nicht im Dunkeln sein. Stunden später war er immer noch wach. Es war nur ein Traum, es war nur ein Traum, murmelte er immer wieder zu sich selbst. So kann ich nicht einschlafen, stellte er fest. Langsam und müde stand er auf und betätigte den Lichtschalter neben der Schlafzimmertüre. Das Licht der Straßenlaterne und das Licht der Lampe erhellten das Zimmer, sodass man glauben könnte es sei früh am Morgen. Er setzte sich auf sein Bett und nahm seinen Polster als Lehne. Sorgfältig öffnete er die Schublade seines Nachttisches. Sie klemmte wie immer. Er zog sie gerade so weit auf, dass man hineingreifen konnte und holte ein langes, blaues Buch hervor, welches an den vier Enden schon leicht beschädigt war. Er blätterte die erste Seite auf. Darin stand in Großbuchstaben geschrieben MEINE GEDANKEN. Vor langer Zeit hatte er einmal einen wunderschönen Traum, er erinnerte sich gerne daran. Er war über eine Stadt geflogen und hatte dabei das Gefühl

von Glück und Freiheit gespürt. Das war wirklich schön, dachte er und lächelte dabei. Dieses Buch hat ihm bei so manchen Schwierigkeiten weitergeholfen. Es war so etwas Ähnliches wie sein Traumtagebuch, denn auch in dieses schrieb er seine Träume, aber auch seine tiefsten und innigsten Gedanken und Wünsche. Langsam klappte er das Buch zu. Seine Augen wurden schwerer und er schlief ein.

Es war kühl und unheimlich. Er sah sich um. Er befand sich inmitten der großen Eisfläche eines Sees. Es schien Nacht zu sein und das Eis unter seinen Füßen knackte verdächtig. Er fühlte sich unwohl, denn er fürchtete, das Eis könnte jeden Moment brechen. Vor ihm erschien ein helles Licht und er erkannte, dass am Ende der Eisfläche ein großes, hell erleuchtetes Theater stand. Er fühlte sich verfolgt und verloren und wollte Schutz im Theater suchen. Während er auf das Theater zueilte drehte er sich ständig um. Doch je näher er dem Theater kam, umso größer und unheimlicher erschien es ihm. Vor dem Theater stand ein Mann mit spiralförmigen Augen, welche das Theater erhellten. Sein Körper und sein Gesicht glichen einem Schatten. Er bekam Angst und sein Herz pochte immer schneller. Immer wieder drehte er sich um. Hinter ihm war alles in tiefste Dunkelheit getaucht. Er rannte zur riesigen Eingangstreppe des Theaters und sprang die Stufen hoch. Doch er schaffte es nicht, den Eingang zu erreichen. Die Treppe wurde immer länger und der Eingang entfernte sich immer mehr. Plötzlich befand er sich in einem kleinen, dunklen Zimmer. Er war nicht alleine. Rund um ihn standen Leute, die sich unterhielten und ihm keinerlei Beachtung schenkten. Er konnte nur ihre Schatten sehen und ihr Geflüster hören, als gäbe es etwas, das er nicht hören sollte. Er fühlte sich bedroht. Langsam blickte er sich um. Da war er: derselbe Mann, welcher zuvor das Theater erhellte hatte. Seine Augen blickten ihn an. Sie hypnotisierten ihn. Er konnte sich nicht rühren und seinen Blick nicht von ihm abwenden. Der Mann kam immer näher. Die Leute rund um ihn waren verstummt und drehten sich wie auf Kommando mit verzerrten Gesichtern in seine Richtung. Er stand wie auf einer Bühne im Scheinwerferlicht der spiralförmigen Augen. Alle starrten ihn an. Immer tiefer sah er in die

Augen des Mannes. Immer enger umkreisten ihn die Leute ... er wachte auf.

Müde rieb er seine Augen. Er richtete sich auf und betrachtete nachdenklich seine weiße nassgeschwitzte Bettdecke. Was war nur los mit ihm? Er war überzeugt, dass Träume durch ihre Bilder den Menschen etwas zeigen können. Doch er hatte nicht die leiseste Ahnung, was diese beiden Träume für ihn bedeuten sollten. Durch das Aufschreiben seiner Träume hatte er meistens Klarheit bekommen. Er machte die Nachttischlade auf und zog sein langes, blaues Buch hervor. Schließlich ging er ins Wohnzimmer und setzte sich auf einen alten Stuhl, das Buch in seiner Hand. Vorsichtig, als könne es jeden Moment zerbrechen, strich er über den Einband. Welche Überschrift er wählen würde, wusste er genau. Er blätterte eine Seite um und schrieb: Der Fremde in mir. Darunter schrieb er: Ein Traum zeigt dir deine innersten Gefühle, welche du vielleicht verdrängt hast oder nicht wahrnehmen willst. Er hielt kurz inne und ergänzte: Gefühle, die du noch nicht verarbeitet hast; etwas, das dich zurzeit sehr beschäftigt. Ein Traum zeigt dir deine Ängste und Sorgen, aber auch deine schönen Erlebnisse und Wünsche. Vielleicht sogar deine Zukunft oder einen Teil aus deiner Vergangenheit. Er hob die Feder vom Papier. Schon als kleiner Junge hatte er sehr viele intensive Träume gehabt und sich stets gefragt, warum wir träumen. Einige sehr schwierige Zeiten in seinem Leben hatten ihm gezeigt, wie wichtig Träume sein können. Damals hatte er mit seinen Traumtagebüchern angefangen. Er wollte weiterschreiben und es kam ihm so vor, als würde sich der Text auf dem Papier verselbständigen: Der Fremde kann bestialische und furchteinflößende Gestalten in deinen Träumen annehmen, um so auf sich aufmerksam zu machen. Der Fremde zeigt sich nicht nur in deinen Träumen, sondern auch im Alltag. Es kann ein Verhalten sein, das du nicht verstehst. Worte, die du in einem Streit nie sagen würdest oder Gedanken, die du nie denken wolltest, sprichst du aus oder denkst du. Du schmeißt um dich. Du schreist und es scheint so, als hättest du keine Kontrolle über dich selbst. Ist das der Fremde in dir? Aber wer ist dieser Fremde? Was möchte er dir sagen? Er zeigt sich nur gelegentlich, versteckt

sich meistens. Aber wenn er in dir ist, dann muss er ein Teil von dir sein! Vielleicht ist es ein Teil, den du noch nicht akzeptiert hast, nicht verstanden hast. Ein Teil mit dem du dich nicht beschäftigen möchtest. Er zeigt dir seine Schattenseiten, deine Ängste. Sollten wir alles Fremde aus uns herausholen? Wo würden sich dann unsere Ängste, Sorgen und Gefühle zeigen, die wir nicht wahrhaben wollen? Hätten wir dann eine bessere Kontrolle über uns? Gäbe es dann keine Träume mehr? Er stockte für einen kurzen Moment und schrieb dann weiter: Es gibt immer wieder neue Ängste und Sorgen in deinem Leben, weil du stets neue Erfahrungen machst. Erfahrungen, mit denen du erst umgehen lernen musst. Die Feder schrieb nun von alleine Buchstabe für Buchstabe auf das Papier: Versuche den Fremden zu verstehen. Schau hin und du wirst erkennen, wer der Fremde für dich ist und was er alles macht, um dir zu helfen. Das alles, was ich dir jetzt geschrieben habe, was du geschrieben hast, muss nicht wahr sein! Aber das ist auch nicht von Bedeutung, wesentlich ist nur, das du verstehst, dass der Fremde in dir dein ... er wachte auf.

Er lag nun wieder in seinem Bett. Draußen konnte er die Vögel zwitschern hören. Der Wind peitschte Äste eines Baumes gegen das Schlafzimmerfenster. War das ein Traum? Es kam ihm so echt vor, aber es musste ein Traum gewesen sein. Er setzte sich auf. Er war ganz durcheinander und strich sein graues Haar, welches ihm tief ins Gesicht fiel, hinter die Ohren. Er wusste nicht, wie spät es ist. Er stand auf und ging durch den Flur in die Küche. Der Wecker befand sich neben dem Laptop. Elf Uhr ... Vormittag, murmelte er. Plötzlich fiel ihm alles wieder ein. Sein Buch! Er hastete Richtung Schlafzimmer, doch die Nachttischlade war leer. Wo könnte es sein? War er jetzt komplett verrückt? Ist es ...? Er rannte ins Wohnzimmer. Und tatsächlich: Als er ins Wohnzimmer gelangte und die Wohnzimmertüre beiseitegeschoben hatte, lag sein langes, blaues Buch am Esstisch. Er betrachtete es eine Weile bis er wagte, das Buch zu öffnen. Die Seiten waren leer; nur auf der letzten Seite stand: ... wesentlich ist nur, dass du verstehst, dass der Fremde in dir dein Freund ist.

VON MALVINE NUSSBRÜCKER

WIE GEHT ES MIR?

Der Sommer 2017 war kein guter Sommer für mich. Das lag in erster Linie an einer gewissen Orientierungslosigkeit und Trägheit, in die ich fiel und aus der ich nicht herausfand. Dabei gab es jeden Tag Momente, an denen ich dankbar war für meine Lebensumstände, die es mir ermöglichten, frei zu sein und das zu tun, was mir wichtig erschien. Ich war zufrieden mit meinem Körper und konnte mit gewissem Stolz behaupten, dass er ohne Medikamente und Schulmedizin in optimalem Zustand war. Auch hatte ich das Gefühl, Außergewöhnliches leisten zu können. Alles, was ich mit Begeisterung begann, führte zu guten Ergebnissen. Ich möchte mich nicht als übertrieben eitel bezeichnen, aber in gewisser Weise fühlte ich mich begnadet. Trotz diesem Bewusstsein über all die Möglichkeiten, die mir offenstanden, lähmte mich eine tiefe Sinnkrise. Ich fühlte mich zwar begnadet, aber auch festgefahren in einem Sumpf von Trägheit und abgeschnitten von der „Welt da draußen“.

Es tauchten Fragen auf: Wozu das alles? Wozu kreativ sein? Fotografieren war lange Zeit meine große Leidenschaft. Nun fragte ich mich vor jedem Druck auf den Auslöser: Wer brauchte dieses Bild überhaupt? Wozu hielt ich das fest? Um andere mit meinen Bildern zu beeindrucken? Oder hatte ich tatsächlich etwas mitzuteilen? Zweifel und Unzufriedenheit lähmten mich.

Zwei Seminararbeiten lagen unvollendet am Schreibtisch, ich schob sie von Woche zu Woche durch die Ferien. Wie in klebrigen Schlamm gehüllt, der jegliche Begeisterung und Lebensfreude erstickte, so fühlte ich mich. Die Tage waren unendlich lang im Sommer! Womit sollte ich sie ausfüllen, wenn nichts wirklich Spaß machte und niemand zwingend was brauchte von mir? Das einzige Licht am Horizont war der nahende Beginn des Herbstsemesters, das Wiedersehen mit lieben Freunden und neue Herausforderungen. Meine Begeisterung lag in der Zukunft, lag in Erwar-

tungen an sie. Aber die Zukunft sollte sich ganz anders als geplant gestalten diesmal.

Ein Freund und Fotokollege, Arzt im Salzkammergut-Klinikum Bad Ischl, drängte mich Mitte September bei einem Telefonat sehr ernst und eindringlich zu einem medizinischen Komplettcheck, nachdem ich ihm eher beiläufig von akuten, diffusen Beschwerden im Bauchraum erzählt hatte. An einem kühlen Septembermorgen fuhr ich also nach Bad Ischl zu einer zweitägigen Untersuchung. Schon am ersten Tag war alles klar. Am frühen Nachmittag kam er mit gesenkten Kopf ins Zimmer und blickte mich ernst und betroffen an. „Komm, setz dich“, forderte er mich auf. Am Fenster sitzend – hinter ihm sah ich die herbstlichen Farben der Berge – sagte er mit traurigem Sarkasmus: „Wir haben einen Volltreffer gelandet!“ Nach einer kurzen Pause dann sehr viel mitfühlender: „Christa, auf dich kommen schwere Zeiten zu! Du wirst in der nächsten Zeit sehr viel mit dir selbst beschäftigt sein.“

Das war der Moment, in dem sich mein Leben mit einem Schlag veränderte. Er sprach das Wort „Krebs“ wohl bewusst nicht aus, sondern erzählte mir von „Zellverdichtungen und -veränderungen im Bereich der Bauchspeicheldrüse. Das Sonderbare war meine Gefasstheit nach dem ersten Schock („Auch ich also ...!“). Meine Gedanken beschäftigten sich kaum mit der Frage, warum es gerade mich traf, sehr wohl aber mit der Suche nach möglichen Auslösern oder einer erkennbaren Kausalität, vorwiegend im seelischen Bereich. Sonderbarer Weise war da aber auch eine gewisse Erleichterung. Alle Verpflichtungen, alle Erwartungen, die an mich gestellt wurden, waren mit einem Schlag nichtig geworden. Ich würde mich jetzt nur mit mir beschäftigen, und in diesem Fall war das ganz legitim.

Die Aussage, dass schwere Zeiten auf mich zukommen

würden, war aber auch eine Herausforderung, der ich nichts entgegenzusetzen hatte. Ich musste sie annehmen, der Körper gab plötzlich die Richtung vor und in gewisser Weise fühlte ich mich ihm ausgeliefert.

Gleichzeitig war der Tod ganz nah. Auch wenn ich ihn als Studentin der Philosophie ja immer irgendwie im Auge hatte und zu ergründen suchte, so wurde er dann, als er plötzlich so nah erschien, doch ein großer Stressfaktor.

War ich denn gut genug auf ihn vorbereitet? Ich war ein spiritueller Mensch, aber immer wieder suchend und zweifelnd. So viele Glaubenskonzepte und Praktiken, welcher Weg war der richtige? Sollte ich nun vermehrt meditieren oder doch lieber beten? Wie viel Zeit würde mir noch bleiben, und wohin sollte ich mich wenden? Sollte ich im Sinne des Tibetischen Totenbuches noch versuchen, mich über entsprechende Meditationen auf den Übergang vorzubereiten? Wäre das ohne Lehrer überhaupt möglich? Oder könnte ich doch rechtzeitig im Christentum einen Zugang finden, obwohl ich noch immer so große Probleme mit den Gottesbildern und der Trinität habe?

Viele dieser Fragen kreisten in meinem Kopf und brachten eine gewisse Unruhe und Hektik mit sich. Dazu kam, dass ich manche mir nahestehende Menschen mit meiner Offenheit in Bezug auf die Krankheit überforderte. Erst langsam konnte ich differenzieren, wer wofür bereit war. Krankheit und Tod: darüber sprach nicht jeder gerne.

Über meinen Körper kam der Geist dann schließlich zur Ruhe. Der Körper rebellierte offenbar auf seine Weise gegen die bevorstehende Chemotherapie, vor der ich große Angst hatte und fieberte tagelang. Schließlich drückte noch der Tumor auf den Magenausgang und legte das Verdauungssystem lahm.

All diese Zwischenfälle ergaben insgesamt einige Wochen Krankenhausaufenthalt. Ich war nun endgültig der Schulmedizin ausgeliefert! Und doch: gerade dieses Ausgeliefertsein zwang mich förmlich ganz in der Gegenwart zu leben und al-

les geschehen zu lassen, zu erdulden. Wenn man selbst nichts tun konnte, blieb nur Vertrauen und Hoffnung und bewusstes Wahrnehmen. Im Ordensklinikum der Elisabethinen konnte das auch wirklich gelingen! Ich fühlte mich geborgen, gut versorgt, genoss die liebenswürdige, einfühlsame Betreuung durch das Krankenhauspersonal und spürte, wie sehr mich die wertschätzende Zuwendung mit demütiger Dankbarkeit erfüllte. Vertrauensvoll ließ ich endlose Untersuchungen und das mehrmalige Setzen einer Magensonde über mich ergehen, weil alles mit so viel Geduld und Einfühlungsvermögen geschah.

Ich erlebte aber auch unglaublich sinnliche Genüsse, zum Beispiel die Intensität des Geschmackes von klarer Suppe, nachdem ich eine Woche nur intravenös ernährt worden war. Mit einem fast ehrfürchtigen Glücksgefühl nahm ich die heiße Flüssigkeit in mich auf. Wann zuletzt hatte ich so bewusst und genussvoll Suppe gegessen?

Nachdem ich von guten Freunden laufend mit Büchern versorgt wurde, verbrachte ich die meiste Zeit mit lesen. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich zuletzt so viele Bücher in relativ kurzer Zeit verschlungen hatte. Es war mir möglich, ohne Ablenkung in die Geschichten einzutauchen. Es waren auch Bücher dabei, die mich der christlichen Spiritualität ein gutes Stück näherbrachten. Ich suchte schon längere Zeit nach einem geeigneten Gebet, denn ich wollte beten. Der Seelsorger im Krankenhaus, der mir inzwischen ein angenehmer Gesprächspartner geworden war, machte mir ein paar gut gemeinte Vorschläge, aber ich beließ es dann doch lieber bei kontemplativer Andacht, um dem Göttlichen die Möglichkeit zu geben, ein Zeichen auf die leere Wand in mir zu setzen. So hatte ich es bei der buddhistischen Zen-Meditation gelernt. Für eine Suchende erschien es mir als gute Möglichkeit, auf diese Weise vielleicht von der absoluten Wirklichkeit gefunden zu werden.

Nach der Lektüre eines Buches¹ das speziell auf die hermeneutische Bedeutung von Gottesbildern in der Bibel einging, kam mir dann eines Nachts ein Zitat in den Sinn: „Hier bin ich, sende mich!“²

Ohne die Vermessenheit, mich eventuell als zukünftige Prophetin zu sehen, hatte ich bei diesen Worten das Gefühl, dass sie genau für meine gegenwärtige Situation passen würden. Sie drückten genau diese vertrauensvolle, aktive Hingabe aus, die ich auch körperlich hier im Krankenhaus erlebte: Ich bin da und vertraue mich an. Ich bin bereit, wohin auch immer der Weg führen mag.

Ich vertraue darauf, dass es ein Sinn-voller Weg sein wird. Für mich, oder für andere.

„Sende mich!“ Das kann eine Bitte sein, oder eine Aufforderung.

Zu diesen inneren, stillen Erfahrungen kamen aber auch die intensiven menschlichen Begegnungen, die mich sehr erfüllten. Die Station B4 bei den Elisabethinen wurde ganz schnell meine zweite Heimat. Hier trifft man wirklich offene Menschen, im Gegensatz zu den vielen Personen (lat. persona = Maske, Rolle im Schauspiel) in der hektischen Welt draußen. Menschen, die man noch nie zuvor gesehen hatte und vielleicht auch nie wiedersehen würde, öffneten sich hier wie selbstverständlich. Einen ganzen Abend saß ich zum Beispiel mit einer Bettenachbarin zusammen und wir sprachen über Erlebnisse, Verletzungen, Ängste, Werte und den Glauben. Wir weinten zusammen (ja, endlich konnte ich auch ein paar Tränen vergießen), als wäre das selbstverständlicher Teil eines

Gespräches. Für eine Nacht wurden wir enge Vertraute, verbunden durch ein ähnliches Schicksal. Das war eine der wunderbaren Erfahrungen, die man oft leider erst in der Grenzsituation von schweren Krisen oder Krankheiten erlebte. Wie viele starke Frauen traf ich hier und wie viel Angst wurde mir durch sie genommen!

So genoss ich – trotz aller Widrigkeiten einer schweren Erkrankung – die Vorweihnachtszeit im sanften Licht der inneren Werte und hatte das Privileg, vom Konsumterror völlig unberührt einen ganz besonderen Weihnachtszauber auf mich wirken zu lassen.

Wie geht es mir also? Ich lebe intensiver. Im Sommer fühlte ich mich von allem Lebendigen abgetrennt und isoliert. Mein Körper hat über die Krankheit diese Verbindung wieder hergestellt. Im Blick auf meine Vergänglichkeit wurde ich wieder mit dem Leben verbunden. Ich fühle mich jetzt nicht mehr einsam, auch in Momenten, wo ich alleine bin. Ich erlebe, wie erwärmend und wertvoll es ist, Freunde zu haben, die sich auch nicht scheuen, mit mir über Krankheit und Tod zu reden. Ich habe manchmal Angst, aber Vertrauen und Hingabe sind keine rein theoretischen Begriffe mehr für mich: „Sende mich, ich bin bereit!“

VON CHRISTA ROMANA SCHARF

LITERATURANGEBEN

- 1 Vgl. Krätzl, Helmut, ... und suchen dein Angesicht. Gottesbilder – Kirchenbilder, Wiener DOM-Verlag.
- 2 Jesaja 6,8.

STUDENTENGLÜCK*

Zwischen Mokka um 11 h und Yoga auf der Matte,
 vergehen studentische Tage.
 Die Lehren des Lebens, festgehalten in Gedanken und auf Papier.
 Mit Kohle nachempfunden, aufgedröselte Philosophie.
 Zwischen Kunst die alles kennt und Musik die bewegt.
 Standardisierte Zeitungen bringen Diskussionen um 4 h früh hervor,
 wenn sich die Spreu vom Weizen trennt, bei einem Wochentagsbier.
 Salsa tanzende Nachtschattengewächse auf Raumdecken und am Tanzboden unter mir.
 Zwischen kunsthistorischen Texten und zertifizierten Wein-Vorlesungen.
 Französisch-Kenntnisse werden unter der Hand neu verhandelt, das Lebensglück neu aufgepäppelt.
 Bordeauxroter Nagellack schneidet braunes Haar gerade.
 Übergroße Filzmäntel lassen neuen Lebenssinn versprühen,
 erzählen vom Erwachsensein und neuen Lebensentwürfen.
 Züge halten Zeiten an, Wien und Linz zur zweiten Heimat wird.
 Künstliche Fragen werden neu versponnen, Depots der Wissenschaften feminisiert.
 Bodenpicknicks mit Jutebeutel und selbstgemachte Chilibohnen-Creme
 auf Amateur-Vernissagen der großen Alltagskunst.
 Von Instrumentenbauern, neuen Rezepten, Anarchie und „the black rabbit whole“.
 Intimfrisuren im Aufbruch, Weiblichkeit neu definiert,
 Kleingeld gespendet, die Kunst verbraucht und ausgedrückt.
 Gefühle des anderen Geschlechts werden auf Spaziergängen ausgetragen,
 ihre Liebeleien via Whats App geklärt.
 Grenzen und ihre Konsequenzen neu ausverhandelt.
 Der Körper neu bestaunt, ein Nasenpiercing markiert die Unkonventionalität in Person.
 Marokkanische Hauspatscherl vs. Leoparden-gemusterte Blusen stellen die Mode vor neue Herausforderungen.
 Wandeln kleine Schlupflöcher des Alltags in temporäre Ateliers um.
 Richten Fotostudios horizontal ein,
 lassen Collagen anfertigen, sprechen Gebete am persönlichen Altar aus,
 bringen frischen Wind in die alten, staubigen Sachen.
 Stellen Dinge klar, lassen dennoch verzweifeln,
 Haare zerrauen, bei Beschlüssen über religiöse Lebenskonzepte.
 Zum HipHop abtanzen, Traditionen neu beleben oder
 einfach nur die Zeit verschlafen.
 Auf Hochdruck produzieren,
 den Nachbarn flankieren, reinen Tisch machen
 und sich vor Liebe der Motten im Essensschrank über mir ekeln.

*... der ganz normale „Alltag“ einer Studentin unter klischeehaften Einflüssen:); Unsere Zeit: gut – besser – JETZT.

GUT, BESSER, BESTIE

aus dem Briefwechsel des jungen Barons von [...] und der Baronin von [...], Pfalzgräfin zu [...] aus dem Jahre [...]

Brief Nr. IIIVX, in welchem Baron [...] dem Menschenbild der Baronin seine eigenen philosophischen Ansichten entgegensetzt, was ihm schließlich die Vorwürfe der Selbstgefälligkeit und der Naivität von Seiten der Baronin eintragen und den Anfang vom Ende der Korrespondenz darstellen sollte.

Hoch verehrte Baronin von [...],
Pfalzgräfin zu [...],
sehr verehrte, gnädige Frau,
geschätzte Freundin!

Mit großer Freude habe ich, vor Wochen schon, jene originellen Ausführungen vernommen, welche Sie mir mitzuteilen sich die Mühe gemacht hatten. Viele Male habe ich selbige seitdem gelesen und bereits bei erstmaliger Lektüre war mir wie schon so oft zuvor bewusst geworden, welch großen Einfluss unser beider Korrespondenz auf Gedanken und Arbeit meiner Wenigkeit auszuüben im Stande ist. Verzeihen Sie also die regelmäßig sich weiter dehnende Verzögerung meiner Antwort im Bewusstsein dessen, dass, im besten Sinn, allein profunde Ausgewogenheit ihres so trefflich formulierten Rasonnements mir nichts Weiteres übrig lässt, als Stunden und Tage mich mit Auswertung und Bewunderung der jeweils neuen Mitteilung zu beschäftigen, zumal – da auch Sie sich darum bemühen – ich den mir dargelegten Ansichten gerecht zu werden versuche. Glauben Sie mir bitte, dass ich keinerlei Wert darauf lege, Ihre Geduld unnötigerweise zu strapazieren, dass weder Gleichgültigkeit noch Mangel an Anstand mir nicht früher erlaubten, zur Feder zu

greifen, dass vielmehr ein durch Ihr letztes Schreiben wohlgenährter Zweifel in mir garte, der mich hielt, so dass erst jetzt, gemäß einem befreiendem Drang, ich keine Möglichkeit mehr sehe, als einigermaßen rücksichtslos mich schlussendlich zu äußern.

Denn Sie schreiben vom Menschen. Vom Menschen schreiben Sie und seiner Möglichkeit, ja gar der ihm eigenen Verpflichtung, sich selbst, soweit es möglich und angebracht erscheint, zu übertreffen. Von der Menschen Seele inhärentem Streben schreiben Sie, vom unbedingten Recht darauf, dass er, der Mensch, sich neu betrachte. Dass er sich teile, immer aufs Neue, in zwei Hälften, deren eine dem unausweichlichen Zustand seines Jetzt entspräche, deren andere jedoch als immer neuer Entwurf der ersten, jene vermeintliche Zukünftigkeit darstelle, die zugleich Beweis sein soll für seine Freiheit. Dem Menschen, sagen Sie, ist sein Entwurf zunächst Natur, und dass ein Jeder sich, einige Jahre überspringend, anders denkt als momentanerweise grad verfasst. Er, der Mensch, ist, so sagen Sie, auf sich selbst hin angelegt, bezieht die Fülle dessen, was er zu tun schließlich im Stande ist, aus heroischem Entwurf eines Zukunftsbildes seiner selbst, setzt sich als das eigene Andere stets voraus. So ist er dann – und kann nicht viel dagegen – auf sich verwiesen und das Bild, welches er sich vorhält bis zum Tod. Zugleich flieht er, und trachtet doch nach seiner eignen Nähe. Stets spricht er volles, deutliches nein als Kommentar zu dem, was er gerade darstellt, um aber gleich darauf und voller Hoffnung selbstverschuldeter Fragwürdigkeit entfliehen zu können, immer dem entgegen was da heißt; stetig etwas besser und – so Gott will – auch einmal genug.

So schreiben Sie vom Menschen, ohne dabei selbigen zu bedauern ob seiner unglückseligen Verfassung. Die Freiheit, so erklären Sie, liege, inmitten jener beschriebenen Zustände, seinem Handeln dargeboten zur beliebigen Verwendung, auf dass zwischen unruhig getriebenem Sein einer Gegenwart und ebenso unausgesetzt anstehendem Bild einer Zukunft des Besseren, sich das Leben in all seinen Möglichkeiten entfalte. Der Mensch, so wage ich Ihre Ausführungen nun kurz zu fassen, verfolge sich selbst. Anders kann er nicht und eben deshalb habe er auch jedes Recht, sich aller Mittel zu bedienen, die ihm der Angleichung von Zustand und Hoffnung zweckmäßig erscheinen.

Sehr verehrte gnädige Frau, es drängte mich schon zu Beginn dieses meines Antwortschreibens darauf hinzuweisen, wie kontinuierlich anregend mir Ihre Ideen erscheinen, welch großen Einfluss Ihr Denken vom Menschen auf meine Auffassungen auszuüben im Stande ist und ich muss mich dennoch wiederholen. Als mir Ihr Brief vor Wochen zum ersten Mal in Händen lag, wie voll von Sinn erschien mir jedes einzelne Wort, wie wohl gewählt und unsre Sache krönend. Es zitterten mir die Glieder und fiebernden Blickes musste ich mich in den Garten begeben – geschlossene Wände waren derart überbordender Geistigkeit nicht angemessen noch dienlich – wo ich mich genötigt sah, bis in die Abendstunden nervösen Schrittes auf und ab zu laufen. Jeden Baum umkreiste ich dreimal, jeden Satz las ich wieder und wieder, es ist nichts anderes zu sagen, als dass ich Ihrem Schreiben sogleich vollends verfiel. Als Frau Mama schließlich zum Abendbrote rief, war mir kein Appetit als jener des Geistes, sodass alle Speise schal erschien und ich mich auf mein Zimmer begeben musste, wo, im Bette ausgestreckt, beständiger Gedankenstrom noch lange mir den Schlaf verwehrte. Von da an war ich – Teuerste – verfallen. Verfallen einerseits dem, was da genannt wird das Denken, jenem hohen Akt des Geistes, welchem ich mich nun in ganzer Absicht vollends überantwortete und dessen mäandernde Schwünge mich seither tragen, ja führen müssen. Wer aber dem Denken in all seiner Strenge derart sich hingibt, verfällt zum Zweiten der Verpflichtung, anders zu denken, einer evo-

lutiven Gesetzmäßigkeit entsprechend, vorgängigem Gedankengut an die Wurzel zu reichen um zu sehen, ob denn der Wuchs auch recht schön sei, von gerader Gestalt. Knotige Wucherung wiewohl übermäßiges Astwerk sind nun auszuschneiden, der Blätter Form genau zu überprüfen, weiche Blüte wie spitzer Stachel mit gleichem Maß zu werten und immer wieder das Pflänzchen als Ganzes zu übersehen, wie das geschulte Auge des erfahrenen Botanikers auch still zu verweilen vermag, angesichts eines gar seltenen Exempels. Ich trete Ihnen mit Offenheit doch nicht zu nahe? Zwar meint Mama bereits, dass mir Frischluft fehle, was an der Blässe meiner Wangen gut zu sehen sei, doch will ich nicht, dem Drang zur Kopfgeburt zuwiderhandeln, da so sie doch gar göttlich erscheint.

Nun, sehr verehrte gnädige Frau, in diesem Sinne übersah ich ihr Schreiben vergangene Wochen hindurch und bin gleichermaßen frohgemut wie auch etwas verschüchtert, Ihnen die Frucht meiner Überlegungen nun mitzuteilen. Denn – das sei sogleich vorweg in Anschlag gebracht – den Menschen, Teuerste, setzten Sie in ein recht gefälliges Licht wie mir scheint, und – auch hiermit will ich nicht an mich halten – vergessen ganz darauf, ihm dahingehend zu begegnen, dass eben jener Entwurf, welchen er unausgesetzt vor sich herzuhalten von Natur aus verpflichtet scheint, ein letzten Endes ganz und gar schrecklicher ist. Anders ausgedrückt gelingt es mir nicht, Ihr Konzept mit Zustimmung zu würdigen, um nicht gar zu sagen, ich hielte es für in gewissen Zügen durch Einfalt angekränkt. Gestehen muss ich wohl, dass die Wiedergabe Ihrer Vorstellungen durch mich, dass Beschwörung Ihres Denkgebäudes mittels gesetzter Schrift, ebenso krank und unzulänglich bleibt. Vollständige Durchdringung ist mir nicht vergönnt, doch glaube ich, auf den starken Zweigen bequem und sicher aufsitzen zu können, daher ich mir nun erlaube, selbige auf deren Tragfähigkeit hin zu prüfen. Sie nehmen es mir doch nicht übel?

So man nämlich vom Menschen denkt, als Wesen, dessen Drang zum Selbstentwurf erst ihn zur Freiheit bringt, dessen Handlung also stets dem neu und im-

mer neuen Ziel bloß Zweck sein darf, so kommt man nicht umhin, selbigen auch zu denken als immerfort unglückliches Wesen. Ihm, dem gerade was vergönnt ist, scheint, was auch immer es nun sei, unzulänglich, jedenfalls entnehme ich dies Ihren Ausführungen als letzte Konsequenz. Diese Vielfalt von Möglichkeiten, von der Sie, geschätzte Frau Baronin, so sehr schwärmen, welche ihn, den Menschen, nun erheben solle und ihm die Welt eröffnen, diese Vielfalt kehrt sich um zur Folter nicht enden wollender Auswahlmöglichkeit und zunächst geschätzte Freiheit wird zum Zwang, sich zu entscheiden.

Treiben Sie nur einmal den in Ihren Ausführungen sich entwickelnden Menschen vor sich her im Übergang der Menschenalter und Generationen. Sehen Sie, liebe gnädige Frau, Ihren Menschen sich erweitern durch Jahrzehnte und Jahrhunderte, was wird dabei erscheinen? Welche Art von Leben wird vollzogen werden unter einem Diktum unabänderlicher Selbstverbesserung?

Dieses nämlich packte mich und ließ mich nicht mehr los, zu meinen, der Mensch, würde er nun alt und älter, könne gar nicht anders, als auch ungeachtet dessen, was da Tod sich nennt und gemeinhin als ein Ende allen Strebens sich darstellt, zu meinen also, auch ohne diese durch Gott gesetzte Grenze, wäre dieser Mensch nun in einem fort strebsam und dabei bliebe es.

Man denke sich den Technologen, der da keine Zweifel kennt, denke sich als Kompagnon dazu noch einen ambitionierten Doktoranden der Medizin, frischweg aus der Fakultät, und wie sie nun gemeinschaftlich Organe pflanzen in gläsernen Schalen, wie der gemeine Bauer auch anstellt mit einem Keimling, den er in die Erde steckt. Man denke sich nun reiche Ernte! Herzen, Lungen, Lebern, Nieren in den allerschönsten Farben, denke sich sogleich dazu, Arterien und Venen aller Größen, die im Glase reifen, um den Haufen aus Organen vielfach zu verbinden, zum Organigramm zu flechten. Man denke sich Substanz aus der die Knochen aufgebaut, gallertartig und zäh zunächst, dann langsam sich verfestigend zum Wirbel, Fingerglied zur wohl gewölbten Schädeldecke, denke sich hauchzartes Gewebe, so lange im weiten Bottich gärend,

bis gemächlich straff gespannte Haut, schon besetzt mit weichen Haaren, an der Oberfläche des Gebräus sich absetzt und endlich noble Blässe zeigt, als Zeichen ihrer Reife. Dann gehen wir, um in der nächsten Ecke einen festen Strang aus Muskeln hervorzuholen aus jener Destille, worin dieser herangewachsen, der nun kräftig, ausdauernd und dehnbar geworden, mit starken Sehnen zu beiden Enden. Zuletzt denke man sich an der einen Seite dieser Hexenküche eine neu geschmiedete Pforte aus festem Stahl, ohne überflüssig Beiwerk und Gravur darauf, doch blendend durch erhabenen Glanz. Diese stellt den Durchgang in das neu möblierte Hinterzimmer. Alle Geräte finden sich hier, die je unseren beiden Kompagnons nützlich schienen und noch mehr von merkwürdiger Art, was keiner mehr verstünde, der nicht zum Mindesten an Jahren zehn damit zugebracht hätte, hier zu forschen und zu lernen. Inmitten dieses Kabinetts denke man sich den schönsten aller Zauberkessel, festen Standes, aus edlem Kristall und unter strenger Überwachung. Darin, von nahrhafter Mixtur umspült, schwimmt nun amorphe Masse in matten Tönen von Grau und Blau, hier treibt jenes künstlich Menschentum, das einst zum mächtigen Zentrum der Gedanken sich auswächst, gemacht, den Geister der Schöpfung wie jenen der Zerstörung in ungewöhnlicher Vertrautheit nebeneinander zu vereinen.

Man denke sich dann alle diese Teile nicht als Ersatz und Rettung im ausnahmsweisen Fall der Not, sondern allein und ausschließlich zum Zwecke der Verbesserung. Dass also kein ernstlich Grund vorhanden sei, noch weiter zuzuwarten. Gnädigste, der Mensch, von dem Sie sprechen, wird nicht lange zaudern. Ist ihm einmal die Möglichkeit gegeben, eigens Evolution zu treiben, wird er sich ihrer auch bedienen.

Wohin, so fragen Sie, will ich nun mit diesen, von allem realen Gehalt so weit entfernten Kuriositätenkabinette die Gedanken steuern? Was, so beanstanden Sie berechtigterweise, nützt es, die bloße Phantasie zu bemühen, sofern doch jede Aussage über den Menschen, auch mit dessen Lebenswelt verbunden sein sollte?

Nun, was Sie, verehrte gnädige Frau, in ihren Ausführungen beschreiben, ist schlichtweg nichts anderes als was der weitaus größte Teil der Menschheit auf vulgäre Weise gemeinhin zusammenfasst unter dem Begriff des Glücks. Es bedarf nicht viel, das Leben gering zu schätzen und nur die Wenigsten glauben, zur Dankbarkeit verpflichtet zu sein. Vielmehr fühlen sie sich unter ihrem Wert gehandelt und stellen sich als leidend hin, sei es nun ihren Nächsten gegenüber, oder dem Herrgott selbst. Dies Bild von dem Ihr, Teuerste, spricht, welches dem Menschen, so sagt Ihr, von Natur gegeben, welches eben dieser Mensch ständig begafft als eine Hypothese seiner selbst und dem er immer gleich zu werden trachtet bis zum Tode, dies Bild, meine Liebe, ist nichts weiter als konkreteste Ausformung dessen, was jemand Glück zu nennen sich erdreistet. Nichts anderes sehe ich darin, als eine gut genährte Quelle andauernder Kümmeris, entsprungen einer ewigen Geringschätzung der jeweils gegenwärtigen Verfassung.

Denn sähe man den Menschen, wie er voller Gier hineinstürmt in das Labor der beiden Weltversteher, wie er an sich reißt, was er zu fassen kriegt, wir sähen denselben auch gleich liegen auf dem Boden, das Messer in der Hand, bereit, sich selber zu verstümmeln. Zumal ihm angewachsenes Greiforgan an Größe und motorischer Gewandtheit nicht das Beste scheint, trachtet er, es auszutauschen. Da ihm der Magen nach schwerer Speise immer öfter grausig krampft und Schmerzen macht, öffnet er die Bauchdecke, das sogenannte Leiden zu beenden. Und wie sollte es anders sein mit allem übrigen gezüchteten Gewächs? Sämtlich wird er sich dessen bedienen, und wir sehen den in der Freiheit seiner Möglichkeiten weit ausgreifenden Menschen voller Begierde sich ergehen nach dem fremden, künstlichen Blute, sehen ihn seines Gesichtes sich entledigen, den Schädel sich in Trümmer hauend, sich ersetzend, sich ergänzend, sehen ihn schließlich sich gewöhnen, sich bescheiden mit dem neuen Material das er nun ist, ihn aber gleich darauf dem selbst erschaffenen Bilde sich wieder zuwenden, wobei gewiss erneuter Makel ihm das Auge sticht und es erstirbt Gewöhnung und Bescheidenheit gleich im Moment. Das Spiel, wir sehen es, beginnt von vorn.

So also führe ich Sie, Gnädigste, wiederholt der Frage entgegen, ob denn ein Mensch ein ewiglich strebsamer sein könne.

Sie sehen wohl, dass dieser, von Ihnen in seiner Beschaffenheit beschriebene und hoch geschätzte Mensch, sich nicht begnügt, mit dem, was er bekommt. Und sähen wir den selben Menschen altern über alle Maße, da ihm der Neuerwerb sämtlich herbeigezauberten Fleisches ewiglich den Tod vom Leibe hielte, was, frage ich Sie, könne er sich letztlich wünschen als eben dies: den Tod. Sehen sie denn nicht die Folter durchscheinen im ungeheuren Wunschbegriff, dem ungeheuerlich Unwünschbaren, das sich da nennt Unsterblichkeit? Aus Angst, das Sterben zu erleiden, lebt einer schlussendlich darauf hin, selbiges herbeizuwünschen. Als letzte Projektion des Selbst muss er sich sehen wollen, als aus der Welt geschieden, und keine Art von Tausch wird ihm dies Bild ersparen. Auf diese Weise, niemals eingedenk der Möglichkeit eines hoffnungsfrohen, gar freundschaftlichen Verhältnisses zum Tode, drängt Verbesserung des Menschen den Moment des Sterbens zeitlich weg, während im Geist eben dieser Moment heranreift zu magischem Ende. Wo wäre der Gedanke an den Tod in höherem Maße präsent, als angesichts andauernder Verbesserung? Was bleibt gelebter Perfektion anderes übrig, als sich aufzugeben, zu vergehen?

Lassen Sie, sehr verehrte gnädige Frau, mich noch anführen, dass, nach meinem Gutdünken, von eben jenem Begriff des Glückes unser Problem seinen Ausgang nimmt. Jedoch, so glaube ich, vermag der Mensch seine Begriffe eigens zu gestalten. Wohlklingend vermag er sie zu formen, mit Wohlklang gar Bedeutung sammeln. Doch auch wenn dem nicht so wäre, sondern stattdessen die Ausformung der Sprache zur Gänze unbekanntem Tiefen unsrer Seele überantwortet bliebe, kann sich einer immer noch für oder gegen den Gebrauch dieses oder jenes Wortes entscheiden. Dahingehend möchte ich Ihnen den Vorschlag unterbreiten, von nun an das vulgäre, ordinäre, ungezähmte Glück, von dem die Masse so betört erscheint, dessen Bann auch Sie sich derart bedenkenlos überließe, von nun an dies sogenannte Glück als Begriff in theo-

retischen wie auch als Möglichkeit in praktischen Belangen, künftig nicht mehr anzudenken.

Sofern als Ergebnis dessen eine garstig große Lücke sich auftut im alltäglichen Gebrauch der Sprache, haben Sie keine Sorge. Denken Sie von der Genügsamkeit, Teuerste, und von der Zufriedenheit, als gesundem Ersatz. Wer sich bescheidet, demjenigen kann fortan keine Art Verlangen mehr vergällen, was gerade sein soll. Wer von sich denkt und spricht als einem zufriedenen Menschen, dem kann auch des Todes Unausweichlichkeit kein Gräuel mehr sein und ungleich mehr ist gewonnen, als mit besten Teilstücken aus der Retorte jemals möglich wäre. Zufriedenheit, Bescheidenheit, hoch geschätzte Freundin, als Einsicht in den Nutzen aller Unzulänglichkeit, als Gegenstücke eines Projekts der Eitelkeiten, letztlich um diesen großen Irrtum zu verhindern: die Verbesserung des Menschen, hin zur Bestie.

Dabei will ich es belassen, liebe Freundin, in der Hoffnung, Ihre geistige Gesinnung auf Seite der meinigen zu sehen. Ich konnte nicht umhin, ehernes Denken des Menschengeschlechts, das mir wie die Esse heiß im Kopfe schwelt, sogleich dem Ältesten der Brüder vorzutragen, als erste einer Reihe großer Geistes-

früchte. Der aber schalt mich aus, nannte mich einen Dummkopf und verwöhnten Besserwisser, die Hälfte einer Stunde hörte er nicht auf, mich zu verhöhnen. Doch war mir baldigst eingefallen, dass nur der Neid aus ihm sprechen könne und ich kümmerte mich nicht weiter darum, vergab ihm vielmehr gleich sein unschickliches Verhalten. Euch aber, sehr verehrte gnädige Frau, bitte ich um ausführliche Meinung zu obigen Zeilen, und darum, Euer eigen Position darob ins rechte Licht zu rücken. Soeben ruft Mama zum Tee, doch ist bereits gewiss, dass weder lukullische Genüsse, noch Ausritt über weites Feld mir jene erhabene Gestimmtheit scheuchen werden, in welche mich diese Niederschrift versetzte.

Der Frau Baronin dienstwillig ergebener Korrespondent und treulich verbundener Freund,

Baron [...]

[...], am 28 Mai des Jahres [...]

VON PETER SCHINK

WENN BESTIEN AUF GOTT VERWEISEN

Der „Physiologus“ als frühchristliches Beispiel eines Bestiariums

Wie kann man das Wirken Gottes in der Welt nachweisen? Seit der Spätantike, vor allem aber im Mittelalter stellten sich Gelehrte diese Frage. Eine mögliche Antwort: durch Beobachtung der Natur, im Wachstum der Pflanzen, im Verhalten der Tiere.

Aus diesem Ansatz heraus entstanden ab dem Frühmittelalter die Bestiarien (vom lateinischen *bestia* für „wildes Tier“). Schriften, die sich mit der Tierwelt (Fabelwesen wie Drachen oder Einhörner inkludiert), seltener auch mit Pflanzen und Gesteinen auseinandersetzten und davon ausgingen, daraus Belege für das Wirken Gottes, aber auch Verhaltensweisen für ein christliches Leben – oder abschreckende Beispiele als Warnung – ablesen zu können. Bestiarien beschrieben das tatsächliche oder vermutete Verhalten einer Tierart und deuteten dieses im Sinne der christlichen Heilslehre. Meist waren sie reichhaltig bebildert. Vor allem im Hochmittelalter waren Bestiarien sehr beliebt, bekannt sind etwa „*De bestiis et aliis rebus*“ des Honorius von Autun (11. Jahrhundert), „*Le Bestiaire d'Amour*“ von Richard de Fournival (13. Jahrhundert) oder das „*Rochester Bestiarium*“, ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert. Auch im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts verfassten Künstler und Schriftsteller Bestiarien, wenn auch der religiöse Charakter mittlerweile nicht mehr gegeben war. Für die Diözese Linz interessant ist das Bestiarium des in Freistadt geborenen und in Eferding gestorbenen Maler Aloys Zöl (1803-1887).

Als Vorläufer und oft zitierte Quelle der Bestiarien des Mittelalters gilt eine auf Griechisch verfasste, ver-

mutlich im 2. Jahrhundert in Alexandria entstandene Schrift, der „*Physiologus*“ (übersetzt etwa: „der Naturforscher“). Ursprünglich verfügte er über 48 Kapitel, die reale Tiere (etwa Löwe, Eidechse, Wildesel, Pelikan, Schlange ...), Fabelwesen (Phönix, Sirene, Zentaur, Einhorn ...), die man damals aber durchaus als reale Tiere ansah, mythische Pflanzen (Peridexion) sowie Steine und Mineralien (Diamant, Feuerstein, Magnetstein ...) beschrieben, und ein Kapitel über die „drei heiligen Jünglinge“, die im dritten Kapitel des Buches Daniel erwähnt werden. Im 5. Jahrhundert wurde der *Physiologus* in Byzanz überarbeitet, es kamen sechs weitere Kapitel dazu, die in modernen *Physiologus*-Ausgaben meist gesondert als solche gekennzeichnet werden.

Im Aufbau ähneln sich die Kapitel, wobei es aber immer wieder Abweichungen gibt. Als Überschrift genügt meist nur ein „*Vom*“ gefolgt vom Tiernamen (z. B.: „*Vom Käuzchen*“). Meist beginnt das Kapitel dann mit einem Bibelvers oder sonst einer Referenz auf die Heilige Schrift. Zum Beispiel: „*Der Psalmist sagt: ‚Ich wurde wie das Käuzchen in der Ruinenstätte.‘*“ (Dieses und die folgenden Zitate: Schönberger, Otto (Hg.): *Physiologus. Griechisch/Deutsch*, Stuttgart Reclam 2005.)

Danach kommt meist eine Beschreibung des Verhaltens des Tieres. Im Falle des Käuzchens: „*Der Physiologus hat vom Käuzchen gesagt, dieser Vogel liebt die Nacht mehr als den Tag.*“

Darauf folgt die theologische Deutung des Tierverhaltens: „*So hat auch unser Herr Jesus Christus uns*

geliebt. [...] Doch du wirst mir entgegen, dass das Käuzchen unrein ist nach dem Gesetz, und wie kann man es dann als Sinnbild des Erlösers verstehen? Schön spricht der Apostel: ‚Er hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht.‘ Er hat sich selbst erniedrigt, um alle zu erlösen und uns zu erhöhen.“

In manchen Kapiteln wiederholen sich einzelne Elemente, so werden etwa mehrere Eigenschaften aufgezählt und theologisch oder moralisch gedeutet.

Meist endet ein Kapitel mit dem Satz „Schön also hat der Physiologus vom [...] gesprochen“.

Der Physiologus und die Bestiarien gelten durch ihre Tierdarstellungen, trotz ihres oft fiktiven Inhalts, als Vorläufer der modernen Zoologie. Die hat natürlich sämtliche moralisierende und theologische Deutungen des Tierverhaltens längst über Bord geworfen und befasst sich nur noch mit dem Beobacht- und Messbaren. Was aber nicht heißen soll, dass das dem Physiologus zugrunde liegende Denken heute völlig verschwunden ist. 2005 erschien der Dokumentarfilm „Die Reise der Pinguine“. Evangelikale Gruppierungen in den USA empfahlen den Film damals, da er – ihrer Meinung nach – in dem Verhalten der Antarktisivögel christliche Werte wie Opferbereitschaft, Treue und Monogamie zeigen würde. In diesem Sinne: Schön also hat der Physiologus vom Pinguin gesprochen.

VON ANDREAS HAIDER

herodi. diaboli sicut & dicit uulpilli. & incanta
ciscanacorum. Captenobis uulpes exterminan
tes iuniam de qua uinea dauid dixit.



DE ANIMALE QUID DICT PANTHER
Propheta sic dicit factus sum sicut panther in domo
effrem. Physiologus sic testificat de pantherio quod talis
est natura eius ut omnium animalium sit amicus.
Inimicus autem est draconis. Varium enim aspectus
illius sicut tonica ioseph. Etiam & totus uariuus est.
Tactur nume animal & mansuetus ualde. Sicut
manducauerit & tactus fuerit dormit in sua spe
lunca & tunc die exsurgit de somno & cum surrexe
rit de locosio & foris exierit uociferat uocem magna.

GUT, BESSER, TABLETTENFRESSER

I.

Von Zeit zu Zeit reißt es mir die Haxen aus – psychisch. Dann liege ich am Boden und starre in einen Himmel, der zum Leichentuch geschrumpft ist. In der Depression geht die Fühlung verloren, mit mir selbst, mit der Welt. Die Menschen werden zu fremden Gestirnen, die eine Armlänge weit weg und trotzdem unerreichbar sind. Der eigene Leib entfernt sich zur *membrae machinam*, zur cartesischen „Gliedermaschine“. Man ist kaum mehr Körper, sondern hat ihn nur noch, und dazu einen Totengräber von einem Bewusstsein. Dieser Zustand ist Krankheit geworden: Dualismus: durch die Leib-Seele-Einheit der Betroffenen geht ein Riss, der tiefer nicht sein könnte. Der Wiener Psychiater Hans Lenz hat die Depression einmal als „die Krankheit der Losigkeiten“ bezeichnet. Eine große Entwertung findet statt, die Inflation des Menschlichen. Die Farben gehen verloren, die Perspektiven, die Bindungen, die Wärme, die Freude, die Liebe, die Heiterkeit, die Gelassenheit, das Denken, das Lesen, der Zusammenhang, die kleinen und großen Tragödien, die Aufgaben, die Ziele, kurz: der freundliche und lebensnotwendige Resonanzraum um einen und in einem, in den man sein Leben täglich hineinatmet. Selbst der Vollzug der Körperfunktionen hat etwas Unglaubliches. Und hoch über dieser Ausgesetztheit wacht der fremde, anämische Beobachter (der man ebenfalls ist) darüber, dass nicht ein Jota der Unerträglichkeit verlorengeht.

II.

UMSTURZ

Riss in der Feenhaut der Seele. Besinnungslos drängt die Kohorte Angst durch die Öffnung.

Nacht überfriert den Spalt: überrascht auch die dunklen Gesellen ... Ein zweites Pompeji.

III.

Welch süßliche Bedeutung wird heute von vielen dem Wort „Melancholie“ untergeschoben! Sein Klang evoziert dann eine Stimmung, die auf einem Germanistenkongress im goldenen Oktober bei der gemeinsamen Trakl-Lektüre herrschen mag – gerahmt vom Fünfgängemenü und dem gemischten Saunabesuch: Blaue Melancholie, die farbenblind das Leben feiert und dazu das leichte Gruseln als Gegenpol des Genusses braucht, um die Amplitude der Affekte zu sichern, die ansonsten im bloßen Einerlei der Affirmation zu verflachen drohte.

Diese Melancholie meine ich nicht. Ich rede von der anderen, derjenigen, die ihrem Namen treu ist, die das Spektrum des Lebens verschluckt und zu einem

Nichts verdaut.

IV.

„Der Gedanke an den Selbstmord ist ein starkes Trostmittel: mit ihm kommt man gut über manche böse Nacht hinweg.“ Nietzsche und viele andere haben recht: Die Möglichkeit des Suizids verhindert meistens seine Verwirklichung.

V.

Ich bin erstarrt. Alles hat sich verhärtet, ist fleischlos geworden, anorganisch. Mein Innenraum ist zu einem Klumpen Granit koaguliert – oder, treffender noch, zu einer arktischen Wüste. Ich bin jetzt mein eigener Glaziologe, ein distanzierter, kühler Beobachter, der sein Forschungsfeld in sich trägt. Die Depression hat einen monströsen Gletscher geboren, der über mein Ich schleift, es zerbröseln und den Seelenschutt am Ende zu Moränen der stummen Verzweiflung aufwirft. Es herrscht Eiszeit. Es gilt auszuharren, nicht zu erfrieren und mit vertrauten Abläufen, stillen Gesten und lieben Menschen (falls sie nicht davon sind) das lebensnotwendige Minimum an Wärme zu ermöglichen. Die Zeit, die gesichtslose, peinigende Zeit ist gleichermaßen meine Feindin wie meine Verbündete. Als Gespielin des Frosts ist sie einerseits kaum auszuhalten: Die Minuten vergehen nicht, sondern verdichten sich zu schneidenden Kristallen, die mir ins Herz fahren, tausendfach! Und die Tage erst: Ich bin in jedem gefangen wie in einer Eishöhle, deren öde Ereignislosigkeit eine Art unterkühltes Rasen in mir hervorbringt. Das Leben ist angehalten und kalt und trotzdem ist da ein seltsamer Überdruck, der wahn-sinnig macht. Ein freies Fließen, ein Tanz, ein Lachen, eine Umarmung oder gar ein Kuss scheinen Erdzeitalter entfernt. Doch weiß ich andererseits – weil ich es schon oft erlebt habe –, dass irgendwann, irgendwann, wenn die Kälte sich ausgetobt hat, ein neuer Frühling kommt. Bis dahin ...

VI.

Bis vor einiger Zeit war mir ein gutes Gespräch, ein Beten möglich. Mit dem erneuten Ausbruch der Depression wurde das anders. Die Krankheit kappte gnadenlos meine ohnehin brüchigen Stege in die Umgebung.

Nun bin ich eine abgeschnittene Insel und es ist mir nicht mehr möglich, mich zum Zwecke der Verbindungsaufnahme – mit wem auch immer – zu entgrenzen. Mich auf die Dimension „Unendlich“ einzulassen, auf einen Gott zu hoffen, scheint mir völlig absurd, es ist einfach keine wählbare Option. Manchmal denke ich ungläubig an meine frühere Frömmigkeit und verspüre dann einen diffusen Phantomschmerz; meistens aber ist die Faktizität meiner Ichbezogenheit viel zu überwältigend, als dass ich das Göttliche auch nur vermissen könnte. Es gibt jenseits meines stummen Eilands, Elends einfach keine Welt. Ja, diese Krankheit bezweifelt auf radikale Weise alles außerhalb ihrer selbst. Sie ist das Asoziale schlechthin. Beziehung und Glaube hingegen sind Akte vertrauensvoller Hingabe, ein Sich-selbst-Übersteigen zum (ganz) Anderen hin. Der Depressive ist dieser Liebe völlig unfähig.

VII.

„Nur eines zählt: lernen, ein Verlierer zu sein.“ Keiner hat für mich bisher das christliche Programm schärfer und knapper formuliert als der schwere Melancholiker Cioran, wenn auch unabsichtlich.

VIII.

Vorsichtigen Schätzungen zufolge leiden in Europa rund fünf Prozent der Bevölkerung akut an Depressionen. Das sind in Österreich 400.000 Menschen, in Linz an die 10.000.

Das Diagnosehandbuch der Weltgesundheitsorganisation ICD-10 definiert Depression durch die Hauptsymptome Depressive Stimmung, Verlust von Freude und Interesse, Verminderter Antrieb; daneben treten noch Zusatzsymptome wie Verminderte Konzentration, Schlafstörungen, Schuldgefühle, Verminderter Selbstwert, Zukunftsangst, Suizidphantasien und Ver-

minderter Appetit auf. Je nach Anzahl (mindestens zwei Hauptsymptome) und Dauer (mindestens zwei Wochen) spricht man dann von einer leichten, mittleren oder schweren depressiven Episode.

Pharmako- und Psychotherapie helfen meistens, Alkohol nie.

Wichtigste Tat in einer Depression: zum Arzt gehen, reden, sich helfen lassen! (Siehe auch: www.deutsche-depressionshilfe.de.)

IX.

Und die Gründe? Genetische Disposition, Hypersensibilität, Kindheitstraumata, Lebensschwäche, Synchronisationsprobleme zwischen Eigen- und Weltzeit, meine ins Totalitäre sich verselbstständigende Kritik am Leistungsdenken, die grassierende Utopielosigkeit unserer Epoche, das unverminderte Sägen der Weltgemeinschaft am eigenen Ast, das sich als solide Zimmermannsarbeit ausgibt, Zufall, Notwendigkeit – was weiß ich?

~

Franzi, du musst besser werden, besser! – ein Wort, das mir wie die werktägliche Hostie auf der Zunge zerging. —

Aber warum denn? Und wofür? Reicht nicht der Versuch, gut zu sein? Die Idee des Guten kennt keinen Komparativ.

~

„Messen, was messbar ist, und messbar machen, was noch nicht messbar ist“ – ach, Galileo, deine Kinder rennen mit dem Zollstock durch die Welt und legen ihn an die Schatten der Dinge und meinen, verstanden zu haben.

~

Größe, Erfolg, Reinheit ... Sehr Gut, Sehr Gut, Sehr Gut – o drei Mal verfluchtes Folterinstrument! –, du hast mir die Seele aus dem Leib exorziert und sie heimatlos gemacht.

~

Die Depression ist der zweitstärkste Einspruch gegen eine Welt, die mit ihrem brillanten Funktionalismus das Menschliche systematisch substituiert. Dass dieses Veto selbst unmenschlich verfährt, ist tragisch.

~

Ecce homo: ein metaphysisches Paket am verworrenen Wege seiner Zustellung; ein schönes Messer, das schneiden will und stechen; ein verblühendes Vergissmeinnicht, das seinen eigenen Duft vergessen hat.

~

Die Sehnsucht nach den Menschen quält mich ein kleines Stückchen weniger als die Angst vor ihnen; und das Bedürfnis nach Gott ist um einen Hauch geringer, als mir die Idee von ihm lächerlich vorkommt. Ich bin eine Kerze, die sich vor dem Feuer fürchtet.

~

Ein Heroismus des Sinnlosen ist nicht lebbar. Wir müssen uns Camus' Sisyphos als einen tödlich unglücklichen Menschen vorstellen; oder als einen vergesslichen.

VON FRANZ NAARN

(www.franznaarn.at)

VORWÄRTS

blicken wir doch erst einmal zurück!

In heutiger Zeit dürfte es wohl bekannt sein, dass wir in einer Welt des Fortschrittes und des Konsums leben. Der Wunsch des Menschen sich selbst zu verbessern hat jedoch viele Einflüsse auf seine Umwelt und Umgebung. Ob diese Einflüsse positiv oder negativ sind, sei vorerst einmal dahingestellt. Relevant ist jedoch, dass wir mit jedem künstlichen Eingriff in die Natur einen Teil des natürlich Seienden verändern. Jeder dieser Eingriffe in die Natur, beispielsweise das Erschaffen künstlichen Lebens, zieht seine Folgen nach sich. Wie lange kann dies gut gehen? Wollen wir die Natur denn solange beherrschen und verändern bis uns der Fortschritt über den Kopf steigt und wir von diesem bestimmt werden?

Vorerst möchte ich die Begriffe Fortschritt und Innovation, welche in einem sehr engen Verhältnis zueinander stehen, klären. Innovation meint eine Umgestaltung und Erneuerung, Fortschritt eine Weiterentwicklung. Wirft man einen Blick auf den modernen Sprachgebrauch dieser beiden Wörter, fällt auf, dass diese im Übermaß verwendet werden. Vor allem in der Politik, der Wissenschaft und in anderen Lebenswelten werden diese Begriffe mit einer äußerst positiven Behaftung propagiert. Doch dabei gerät die eigentlich neutrale Bedeutung von Innovation und Fortschritt in Vergessenheit. Innovativ meint nicht gleich besser. Denn wann überhaupt gilt etwas als neu? Und muss neu immer besser heißen? Keinesfalls. Eine kritische Betrachtung dieser Begriffe ist in Zeiten der Modernisierung sicher hilfreich. Die Leitsprüche der vorwärtsstrebenden Gesellschaft, von der wir ja ein Teil sind, sind zu hinterfragen. Denn jeder vermeintliche Fortschritt trägt nicht unbedingt zur Verbesserung des Menschen bei. Natürlich sind die Weiter-

entwicklungen der Naturwissenschaften vorteilhaft, doch diese Vorteile sind mit Vorsicht zu genießen. Das Verhältnis zwischen Mensch und Welt ändert sich mit jeder weiteren Veränderung. Sei es das Erschaffen künstlichen Lebens, die Massenindustrie oder die damit einhergehende Konsumgesellschaft. Bei all diesen Entwicklungen und Veränderungen ist auch einmal ein Schritt zurück vonnöten: ein Schritt zurück, um dem schnellen Zeitgeist zu entkommen; ein Schritt zurück, um zu hinterfragen, was denn da gerade passiert. Ein objektiver Blick auf das Ganze wird wohl sehr schwer möglich sein, doch ein gewisser Realismus kann etwas mehr Klarheit schaffen. Der Fortschritt der Naturwissenschaften gehört hinterfragt und überdacht. Denn durch die Vorwärtsbewegungen verlieren Tradition und Herkunft an Bedeutung. Doch wer vorwärtskommen will, muss von einem bestimmten Standpunkt ausgehen. Verschwimmt nicht die Relevanz der Standpunkte, wenn sich ein vermeintlicher Fortschritt mit dem nächsten vermischt? Der Mensch droht seinen Halt zu verlieren, indem er sich nur noch an einer brüchigen Leiter nach oben entlang hangelt. Ein Bild, das verzweifeln lässt und nach einer Lösung schreit. Die Eigenart der Natur und die des Menschen sind für das Individuum nur noch in wenigen Momenten erfahrbar. Ein gegenwärtiger Zustand der Zufriedenheit bzw. des Rückblickes auf bereits Erreichtes ist kaum mehr gegeben. Ist eine Erneuerung da, soll es bereits eine weitere geben. Doch wo verbleibt die Reflexion? Wird der Fortschritt als solcher noch geschätzt oder nur noch um des Fortschritts willen angestrebt? All diese Fragen stellen sich und es bleibt nur zu sagen: Hinterfragen wagen und nicht verzagen! Abschließend kann ich nur dazu aufrufen, sich mit

dem Fortschritt auseinanderzusetzen und das eigene Handeln und Denken im Blick zu halten. Um es mit den Worten Odo Marquards zu sagen: „Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher wer-

den die Geisteswissenschaften.“

VON ELISABETH SÜSS



Katholische Privatuniversität Linz

Bethlehemstraße 20
4020 Linz
oeh@ku-linz.ac.at

GUT, BESSER, BESTIALISCH

Der Titel der aktuellen dynamis passt hoffentlich nicht zur neuen ÖH. Im letzten Mai haben viele der Studierenden der KU Linz an der Wahl für die ÖH teilgenommen. An dieser Stelle noch einmal ein Dankeschön fürs Wählengehen!

Seit Juni 2017 ist die neu gewählte ÖH offiziell im Amt. Den Vorsitz der Hochschulvertretung hat Ludwig Vogl, die erste Stellvertretung ist Katharina Hager und die zweite Stellvertretung ist Monika Hemmelmayr. Das Team der ÖH besteht allerdings aus viel mehr Studierenden: Andrea Hörndler, Doris Kastner, Franz Baumgartner, Katharina Greinecker, Nina Steinbichler, Stefan Gassenbauer und Peter Schink, der allerdings noch im Ausland ist.

Auch wenn unser Start im Herbst etwas holprig war, so sind wir alle jetzt um so mehr bemüht, die Interessen der Studierenden bestmöglich zu vertreten. Dazu benötigen wir allerdings Eure Hilfe! Sämtliche Anregungen, Wünsche und besonders auch Beschwerden könnt Ihr zu uns tragen. Wir werden versuchen, Lösungen zu finden um das Studium bzw. das Dasein als Student und Studentin an der KU Linz bestens zu gestalten. Falls Ihr unsere Gesichter (noch) nicht kennt: Wir werden in nächster Zeit an unsere Pinnwand in der Aula aktuelle Fotos von uns hängen. Wenn Ihr plötzlich einen Einfall habt, den Ihr unbedingt an die ÖH loswerden wollt, schreibt ihn auf und werft ihn in den Briefkasten vor dem ÖH-Büro. Das ÖH-Büro befindet sich übrigens rechts vom Clubraum.

Wir selbst haben natürlich auch einige Ideen, die wir gerne umsetzen wollen. Das Sportfest, das letztes Jahr erstmals stattgefunden hat, wollen wir gerne wiederholen. Zurzeit sind wir auf der Suche nach einem passenden Termin. Bereits jetzt wollen wir dazu herzlich einladen!

Natürlich wird es auch wieder ein Sommerfest geben, neben einem Termin suchen wir hierfür auch Freiwillige, die gewillt sind dieses Fest zu organisieren. Im Laufe der nächsten Wochen wird auf dem A-Ständer in der Aula eine Liste aufgehängt, auf der Ihr euch eintragen könnt.

Diesen A-Ständer wollen wir auch wieder mehr nutzen. Immer wenn das ÖH-Büro besetzt ist, werdet Ihr ein Schild auf diesem A-Ständer finden. Wir freuen uns dann auf Euren Besuch.

Hätte **FRANKENSTEINS** **„MONSTER“** auch glücklich werden können?

One man's life or death were but a small price to pay for the acquirement of the knowledge which I sought, for the dominion I should acquire.

Mary Shelley, Frankenstein¹

LIEBE GRÜSSE, M.

Am 1. Jänner 1818, vor fast genau zweihundert Jahren also, veröffentlichte Mary Wollstonecraft Shelley eines der bekanntesten Werke der fantastischen Literatur: *Frankenstein or The Modern Prometheus*. Dass ein 18-jähriges Mädchen „das vielleicht berühmteste Monster der Welt geschaffen hat“, sollte jedoch niemand wissen, weshalb das Buch zunächst ohne Angabe ihres wirklichen Namens erschien.²

Mary Shelley wurde als Mary Godwin in Somers Town, London im Jahre 1797 geboren. Sie war das zweite Kind der Frauenrechtlerin und Schriftstellerin Mary Wollstonecraft und das erste des progressiven Sozialphilosophen und Anarchisten William Godwin³. Das Haus der Godwins, in dem unter anderem Humphry Davy verkehrte, einer der Begründer der modernen Chemie, war von aufklärerischer Fortschrittlichkeit geprägt. Marys späterer Ehemann Percy Bysshe Shelley hatte sich seinerseits in Oxford für allerlei Experimente interessiert, darunter für die Reanimation einer toten Katze, bis man ihn wegen Atheismus der Universität verwiesen hatte.⁴ Mary Shelleys Umfeld war also von einem starken Interesse an der empirischen Wissenschaft geprägt – doch ohne das Spannungsverhältnis zwischen Natur und Geist aus pragmatischen oder anderen Gründen zu nivellieren.

Auch die Zeit selbst, in der Mary Shelley aufwuchs und später als Romanière tätig wurde, war für Wissenschaftsbegeisterte eine äußerst spannungsvolle, denn das 18. Jahrhundert hatte schubweise viel Neues gebracht und die einzelnen Fächer waren noch nicht als getrennte Disziplinen voneinander geschieden. Dadurch waren lebhaftere Diskussionen auch zwischen den noch ungetrennten Geistes- und Naturwissenschaften ohne weiteres möglich. Eine Frage, die besonders begeistern konnte, war jene nach der Natur des Lebens: Der so genannte ‚Vitalismus‘ war noch nicht wissenschaftlich widerlegt und daher eine gehaltvolle Inspirationsquelle sowohl für Szientisten als auch für künstlerisch Tätige. Anhänger dieser Lehre nahmen als Grundlage alles Lebendigen eine Lebenskraft an (lat. *vis vitalis*), die als eigenständiges Prinzip wirkt und die Grenze zwischen Organischem und Anorganischem markiert. Auch Shelley interessierte sich für die Frage, ob es eine spezielle Kraft sei, welche tote Materie belebe und ob es wahrscheinlich wäre, dass sie jemals entdeckt und vermittelt werden könne.

Weitere wesentliche Einflüsse werden hier zwar notgedrungen ausgeblendet, doch schon vor diesem Hintergrund lässt sich die Genese von Shelleys *Frankenstein* gut nachvollziehen: Getrieben von vitaler Wissbegierde, geprägt durch das geschichtliche wie

soziale Umfeld und fasziniert vom Verhältnis zwischen Kreation, Anspruch und Verantwortung begann die junge Autorin im Jahre 1816 ihren ersten Roman zu verfassen. Zumindest in der Originalfassung war die Erzählung noch völlig ergebnisoffen: Auch trotz besseren Wissens könnte man meinen, die Geschichte möge vielleicht einen glücklichen Ausgang nehmen. Schon fünf Jahre später, als der Roman erstmals für die Bühne adaptiert wurde, ging die ursprüngliche Komplexität jedoch verloren, wie Shelley selbst monierte. Zwar schienen die Leute durchaus auf die Geschichte rund um Dr. Frankenstein und dessen monströse Schöpfung anzusprechen, doch die vereinfachende Gegenüberstellung von „verrückter Forscher hier, grausames Monster da“ ließ wesentliche Elemente beiseite.⁵ Überhaupt erfuhr jene ‚Kreatur‘, die der Schweizer Wissenschaftler Victor Frankenstein aus verschiedenen Körperteilen zusammennähte und mittels Einbildungskraft, Liebe und Elektrizität zum Leben erweckte, keine rechte Würdigung seit ihrem fiktiven Erwachen. Viele moderne Adaptionen der Romanvorlage zeichnen ein völlig verzerrtes Bild des zum Leben erweckten Wesens, wie Stephanie Allen von der Universität Fribourg kritisiert:

„Many modern depictions (and especially those for children) show a grunting, comical, zombie figure, staggering about with his arms stuck in front of him, visible stitching scarring his face and form — a far cry from the Creature in Shelley’s story, who (though capable of shocking violence) learns to speak, reads Milton’s *Paradise Lost*, secretly cares for a family living in poverty, and longs for a mate to share his life with.“⁶ Allen meint, dass Frankensteins Kreation nicht simplifiziert, d. h. nicht auf den schlichten Begriff des ‚Monsters‘ reduziert werden dürfe. Es sei zu beachten, dass Shelley vielmehr die Monstrosität des Wissenschaftlers selbst in den Blick nehme. In diese Kerbe schlägt auch die Deutung des französischen Soziologen und Technikphilosophen Bruno Latour, der im Jahre 2012 einen Artikel über *Frankenstein* verfasste, welcher mit „Love Your Monsters“ übertitelt ist.⁷ Die wirkliche Lektion der Geschichte besteht Latour zufolge darin, dass wir nicht einfachhin vermeiden sollten, Monster zu schaffen, sondern unsere Monster, die

ohnehin bereits mit uns leben, vielmehr *lieben* lernen müssen. Das wahre Verbrechen des schöpferischen Doktors beruhe deshalb nicht auf Hybris oder entfesseltem Technologiewahn, sondern auf der Tatsache, dass er sich von seiner Schöpfung angewidert abgewandt und das neugeborene Lebewesen, welches doch so sehr seiner Fürsorge bedurft hätte, auf sich alleine gestellt zurückgelassen hat: „When Dr. Frankenstein meets his creation on a glacier in the Alps“, so Latour, the monster claims that it was not *born* a monster, but that it became a criminal only after being left alone by his horrified creator, who fled the laboratory once the horrible thing twitched to life. ‚Remember, I am thy creature;‘ the monster protests, ‚I ought to be thy Adam; but I am rather the fallen angel, whom thou drivest from joy for no misdeed... I was benevolent and good; misery made me a fiend. Make me happy, and I shall again be virtuous.“⁸

Die Lehre, die Latour aus der tragischen Geschichte der abgewiesenen Kreatur für unsere Gegenwart zieht, ist daher, dass wir uns um unsere ‚Technologien‘ (im weitesten Sinne) genauso sehr kümmern müssen als wären es unsere eigenen Kinder: Wir müssen „einsehen, dass sie nicht perfekt sein können, dass sie immer wieder Probleme machen werden – und dass wir sie dabei begleiten müssen.“⁹

In Abgrenzung zu einem irreführenden, bloß anthropomorphisierenden Verständnis lässt sich dies auch wie folgt beschreiben: Als Menschen, die Wissenschaft betreiben und fortwährend neue Technologien schaffen, müssen wir verstehen lernen, dass *wir uns selbst* in den von uns hergestellten Dingen *entgegen kommen*. Bei allen sonstigen Differenzen stimmen hier die beiden philosophischen Antipoden Hegel und Nietzsche überein: Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts mit seinen bahnbrechenden technologischen Umwälzungen war immer klarer zu sehen, dass die menschlichen Kreationen – seien es Götter, Kulturen, soziale bzw. politische Ordnungen, technische oder künstlerische Produktionen – in dominierender Weise auf den Menschen selbst zurückwirken. Dieses Thema tritt in Goethes *Faust II* in der selbstreflexiven Einsicht des Mephistopheles zu Tage, der sich dem Publikum zuwendet und sagt: „Am Ende hängen wir doch ab / Von Kreaturen

die wir machten“ (Zeile 7003). Auch Marx' Verständnis der ‚Entfremdung‘ durch den Prozess der Arbeit geht in dieselbe Richtung. In Nietzsches *Jenseits von Gut und Böse* wird das agonale Verhältnis zu den eigenen Schöpfungen dann so verdeutlicht: „Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn, dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.“ (Aphorismus 146)

Hegel seinerseits sah die einzig mögliche Lösung für dieses eigentümliche Problem darin, dass die Vernunft – in Gestalt einer „reflexiv gewordenen Moderne“ (Jürgen Habermas) – das Projekt der Aufklärung vollenden müsse: Nur indem wir kompromisslos die Verantwortung für unser Handeln und Urteilen übernehmen, können wir die so hart erkämpfte Menschlichkeit bewahren, die sich in den Freiheitsidealen der Aufklärung ausdrückt und nach Hegels Lebenszeit unter anderem in der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ objektiv manifestiert wurde. Erst wenn wir die volle Verantwortung übernehmen für die Welt, in der wir arbeitend, herstellend und handelnd leben, können wir uns auch als fähig ansehen für die notwendigen Veränderungen der Verhältnisse, die unser Leben strukturieren.

WISSENSCHAFTSPOLITIK OHNE ANGST

Ein Jahr bevor Mary Shelley mit ihrem Roman begann, brach auf der indonesischen Insel Sumbawa der Vulkan Tambora aus. Der Ausbruch war der stärkste, der jemals registriert wurde, ungewöhnlich niedrige Temperaturen und Aschewolken führten zu Ernteaussfällen, schweren Hungersnöten und Unruhen. Ein Jahr später kursierte die angstvolle Frage, ob ein weiterer schrecklich-unnatürlicher Sommer bevorstehe. Mary Shelley war im Verhältnis zu ärmeren Bevölkerungsteilen zwar sicher weniger von den desaströsen Nöten betroffen. Gleichwohl kann es ihr nicht hoch genug angerechnet werden, der gegebenen Weltuntergangsstimmung in jenem ‚Jahr ohne Sommer‘ zum Trotz kein weiteres Untergangsszenario nachgereicht zu haben. Sie stellte Tun und Lassen der Wissenschaftsgemeinde nicht als zwei alternativlose Wahlmöglichkeiten gegenüber – zumindest nicht in

der Erstfassung des Romans, die vom viktorianischen Zeitgeist noch eher unberührt blieb –, sondern ließ sich freimütig auf die komplexen Konsequenzen des fiktiven wissenschaftlichen Experiments ein.

Das ist der besondere Wert dieses mutigen Erstlingswerkes: Shelley näherte sich nüchtern-angstfrei und neugierig tastend an die schier grenzenlosen Möglichkeiten der Wissenschaften vom Leben an (heute: *life sciences*), ohne die damit verbundenen Schrecken gedankenlos abzuschatten oder nur ‚für den Effekt‘ in die Erzählung einzubauen. Selbstverständlich bilden ‚verrückt‘ gewordene Wissenschaftler eine nicht zu unterschätzende Bedrohung für eine freie, vernünftig geordnete Gemeinschaft, die weltanschaulich neutral das Zusammenleben der autonomen Individuen zu regulieren sich zur politischen Aufgabe macht. Doch die einfache Alternative zwischen blinder Technikeuphorie einerseits und reflexartiger Technikphobie andererseits hilft dabei niemandem. Wissenschaft und Forschung sind nicht ohne Grund ‚frei‘, es gibt einen ‚guten‘ wissenschaftlichen Fortschritt, den so schnell niemand missen möchte. Dennoch braucht es eine klare Grenzziehung zwischen dem Erlaubten und dem Unerlaubten: Wir dürfen nicht einfach alles tun, was uns in den Sinn kommt, ob als einfache Bürger oder als Wissenschaftler, sondern wir müssen uns an ethische Richtlinien halten, die durch gemeinsames Beschließen in rechtliche Rahmenbedingungen übergegangen sind. Nur innerhalb dieses allgemein verbindlichen Rahmens darf gehandelt bzw. geforscht werden, ‚wie es uns beliebt‘.

Nun gibt es auch heute noch ungebrochen viele ‚Frankenstein-Schocks‘: Im Mai 2013 rief die Bekanntgabe, dass US-Wissenschaftler erstmals menschliche Embryonen klonen, erneut instinkthafte Abwehrreaktionen hervor.¹⁰ Zwar erhoffte man sich aus medizinischer Sicht Durchbrüche bei der Behandlung vieler Krankheiten (wie Parkinson oder Querschnittslähmungen) und es wurde versichert, dass man keine ‚ganzen Menschen‘ produzieren wolle, etwa als Organ-Ersatzteillager auf Abruf. Das Ergebnis der veröffentlichten Studie warf aber dennoch brisante Fragen auf:¹¹ „Frankensteins Traum wird wahr“ hieß es in der *ZEIT*¹² und unter dem Titel „Die Besten

sind Bestien“ übte Jens Jessen vehemente Kritik an einem blinden Fortschrittsoptimismus, der selbst vor der Möglichkeit der Menschenproduktion nicht Halt mache:¹³ Aldous Huxleys *Schöne Neue Welt* sei möglich geworden und alles, was möglich ist, werde auch wirklich, so Jessen. – Dass allein die Möglichkeiten schon das hergebrachte Selbstverständnis der Menschen verändern, mag außer Zweifel stehen, doch muss wirklich jede technische Errungenschaft, sobald sie *möglich* geworden ist, auch *wirklich* werden? Wir *können* zwar Menschenversuche durchführen, Delinquenten foltern oder mit dem Tod bestrafen, doch wir haben klare Regeln, die unser Handeln mehr oder weniger wirkmächtig einschränken. So ist es etwa im Zuge des biowissenschaftlichen Fortschritts möglich geworden, aus embryonalen Stammzellen organspezifische Gewebe heranzuzüchten oder an menschlichen Embryonen genetische Modifikationen vorzunehmen, doch diese neuen technisch-wissenschaftlichen Praktiken unterliegen strengen Regelungen, die auch strafgesetzlich abgesichert sind.

Die entscheidende Frage ist hierbei, auf welcher argumentativen Grundlage diese rechtlichen Bestimmungen beruhen. Eine ‚biokonservative Opposition‘, die sich ohne stichhaltige Argumente gegen den wissenschaftlichen Fortschritt stellt – womöglich nur aus der Angst heraus, traditionelle Werte und Handlungsformen zu verlieren –, wäre demnach unhaltbar. Angst verunmöglicht das klare, vernünftige Denken, doch dieses sollte in einer weltanschaulich neutralen, pluralistisch verfassten Gesellschaft die einzige Grundlage für politische Entscheidungen sein.

Ein nicht zu unterschätzender Versuch, Klarheit in das dunkle Dickicht aus aufgewühlten Gefühlen, liberalen und konservativen Positionen zu bringen, stammt von Jürgen Habermas.¹⁴ Den Ausgangspunkt dafür, dass sich Habermas in diesem Text erstmals eingehender mit bioethischen Fragestellungen auseinandersetzt, ist die bereits angesprochene Kontroverse rund um genetische Manipulationen von heranwachsenden Menschen im Frühstadium: Was spricht dagegen, nicht nur schwere Erbkrankheiten, die allgemein als zu vermeidendes Übel angesehen werden, durch biotechnische Verfahren auszumerzen, sondern auch

Eltern die Möglichkeit zu verschaffen, ihren Kindern durch genetische Eingriffe vor deren Geburt Wunscheigenschaften mitzugeben? Die liberale Verfassung ‚westlicher‘ Gesellschaften gründet wesentlich in dem Gebot, dass sich der Staat nicht in die privaten Lebensentwürfe der Individuen einmischen darf, sofern keine Gesetzesübertretungen vorliegen. Aus Sicht liberaler Denker stellt das Verfahren der ‚positiven Eugenik‘, wie es auch bezeichnet werden kann, zunächst einen beträchtlichen Freiheitszugewinn aufseiten der Einzelnen dar. Da jede freiheitseinschränkende Maßnahme gut begründet werden muss, steht in Frage, inwiefern die ‚liberale Eugenik‘, wie Habermas sie nennt, moralisch unzulässig sein soll. Die genaue argumentative Linie kann hier zwar nicht ausgebreitet werden, aber in aller Kürze geht es Habermas um den folgenden Punkt: Der Mensch, dessen Würde als unantastbar gilt, steht mit seinen Mitmenschen in einem *interpersonalen* Verhältnis, d. h. wir handeln und urteilen stets in einer sozial geprägten Lebenswelt, die aus *Personen*, also rechtsfähigen Subjekten, besteht. Dieses interpersonale Handeln und Urteilen versteht Habermas vorrangig von der *Sprache* her. In seinem Hauptwerk *Theorie des kommunikativen Handelns* bildet deshalb die „praktische und theoriekritische Bedeutung des kommunikativen Handelns“ für das soziale Leben der modernen, nachmetaphysischen Gesellschaft das Zentrum.¹⁵ Wenn wir nun mit Habermas (unter anderen) annehmen, dass all unser Handeln sprachlich verfasst ist, dann beruht die durch das Menschenwürde-Prinzip gebotene *Anerkennung* des Anderen darauf, dass wir in den tagtäglichen kommunikativen Interaktionen unser Gegenüber ‚niemals *bloß* als Mittel, sondern *immer auch* als Zweck gebrauchen‘, d. h. uns nicht gegenseitig verdinglichen sollen.¹⁶ Der modifizierende Eingriff in das Genom eines ungeborenen Menschen – einzig zur nicht-therapeutischen Durchsetzung der individuellen Interessen der ‚Programmierer‘, mögen sie auch noch so gut gemeint sein –, stellt Habermas zufolge aber genau so eine verwerfliche und zu verhindernde Instrumentalisierung dar: Wenn im Falle der genetischen Manipulation zu therapeutischen Zwecken der *Konsens* des zukünftig geborenen Menschen *unterstellt* werden kann, dann

wird das Kriterium der ‚Konsensunterstellung‘ im Falle des nicht-therapeutischen Eingriffs nicht erfüllt, so Habermas. Kurz: Wäre die Farbe meiner Augen oder das Wachstum meiner Beinmuskeln ohne zugrundeliegendem ‚Krankheitsbild‘ genetisch verändert worden, so hätte ich im Nachhinein keine Möglichkeit, mich gegen diese Modifikation zu wehren. Zwar kann ich mich dazu zwar genauso ins Verhältnis setzen wie zu meinem Sozialisationschicksal, das ebenfalls maßgeblich durch die elterliche Fürsorge bestimmt wird. Doch ‚Einspruch erheben‘ im Sinne der autonomen Interpretation meiner eigenen Lebensgeschichte kann ich nicht: Meine Augenfarbe ist so wie sie ist, weil man vor meiner Geburt dachte, so wäre es besser, doch die Modifikation ist erfolgt, ohne dass mich jemand danach gefragt hätte, ob ich diese Farbe denn auch selbst bevorzuge. Die Erkenntnis, ein willkürlich maßgeschneidertes ‚Projekt‘ meiner Eltern zu sein, erschüttert mich deshalb zutiefst, weil ich gerade von meinen nächsten Angehörigen erwarte, dass diese mit mir nicht in einem *versachlichenden Ungleichheits-*, sondern in einem *aner kennenden Gleichheits-Verhältnis* stehen wollen.

SCHLUSS: LIEBE DEINE MONSTER WIE DICH SELBST!

Nach dieser skizzenhaften Rekonstruktion der Habermasianischen Kritik an einer ‚liberalen Eugenik‘ können wir abschließend fragen, ob Dr. Frankenstein ‚Monster‘ trotz allem hätte glücklich werden können. Ja, durchaus! Auch wenn – oder gerade weil – ihn dasselbe Schicksal ereilt hat wie seinem Schöpfer, dem Menschen, nämlich aus dem ‚Paradies‘ vertrieben

worden zu sein. Denn die Kraft der Anerkennung vermag auch den zur Unkenntlichkeit Entstellten vor der totalen Verzweiflung retten.

Der ‚Riss‘, der uns Menschen unweigerlich durchzieht sobald wir uns als des Denkens mächtig erweisen, kann deswegen gleichermaßen als wesentliches Merkmal der durch Dr. Frankenstein in die Welt gesetzten Kreatur angesehen werden. Im Falle des ‚Monsters‘ wird dieser Riss zudem durch die Nähte auf dessen Haut symbolisiert, die das von Menschenhand gemachte Flickwerk zusammenhalten. Als dem Menschen ebenbürtiges sprachlich-handelndes Lebewesen, genauso innerlich zerrissen und durch ‚Subjektivität‘ charakterisiert, stellt sich der Kreatur nun dieselbe Aufgabe wie jenem: Den unhintergehbaren existentiellen Abgrund, der durch die Vermitteltheit alles Wissens aufklafft, auf gelingende Weise zu überbrücken. Dies vermag jedoch niemand ganz auf sich alleine gestellt zu bewältigen, wir sind auf interpersonale Beziehungen angewiesen. Aus diesem Grund besteht Victor Frankenstein's eigentliche Schuld in der *Bestialisierung seiner selbst*, da er sich weigerte, sich liebevoll um sein Geschöpf anzunehmen, d. h. es als *Person* anzuerkennen. In Hegels Worten und modern gewendet lautet das erste rechtsstaatliche Gebot daher wie folgt: „*sei eine Person und respektiere die anderen als Personen.*“¹⁷ Dieses Gebot hätte sich auch Victor Frankenstein zu Herzen nehmen müssen, als er zunächst eine vernunftbegabte sowie liebesbedürftige Kreatur geschaffen hat, nur um sie dann angewidert zurückzulassen.

VON DOMINIK HARRER

LITERATURANGEBEN

- 1 Dieses Zitat ist einer Folge der TV-Serie *Westworld* entnommen, deren erste Staffel ab Oktober 2016 durch das US-amerikanische Unternehmen Netflix ausgestrahlt worden ist. Zum Nach- bzw. Wiedersehen: „Trompe L’Oeil“, Staffel 1, Episode 8, 00:02:06-00:04:12.
- 2 McKechney, Maya, „Frankenstein ist 200 Jahre alt“, Artikel für ORF.at vom 31. Dezember 2017 → <http://orf.at/stories/2420792> [07.01.2018]
- 3 URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Mary_Shelley
- 4 Schmitt, Stefan, „Monströs vereinfacht“, Artikel für *Die ZEIT* vom 01. September 2016 → <http://www.zeit.de/2016/36/frankenstein-indonesien-vulkan-tambora-mary-shelley> [07.01.2018]
- 5 Ebd.
- 6 Allen, Stephanie, „Mary Shelley’s ‚Frankenstein‘ is a Cautionary Tale on the Monstrosity of which Humans are Capable“, Artikel für die *Oxford Royale Academy* vom 22. Jänner 2014 → <https://www.oxford-royale.co.uk/articles/shelley-frankenstein.html> [07.01.2018]
- 7 Latour, Bruno, „Love Your Monsters. Why We Must Care for Our Technologies As We Do Our Children“, Artikel für *The Breakthrough* (Winter, 2012) → <https://thebreakthrough.org/index.php/journal/past-issues/issue-2/love-your-monsters> [07.01.2018]
- 8 Ebd.
- 9 Schmitt, Stefan, „Monströs vereinfacht“, a.a.O
- 10 URL: <http://www.tagesspiegel.de/wissen/stammzellenforschung-us-wissenschaftler-klonen-erst-mals-menschliche-embryonen/8213198.html> [08.01.2018]
- 11 URL: <http://www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/klonen-menschliche-stammzellen-im-labor-erzeugt-a-900100.html> [08.01.2018]
- 12 URL: <http://www.zeit.de/2013/21/wissenschaft-klonen-mensch> [08.01.2018]
- 13 URL: <http://www.zeit.de/2013/22/klonen-optimierter-mensch> [08.01.2018]
- 14 Habermas, Jürgen, *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?*, Frankfurt a. M. 2001. Vgl. dazu auch den aufschlussreichen Handbuch-Artikel von Thomas S. Schmidt: „Menschliche Natur und genetische Manipulation“, in: Brunckhorst, Hauke et al. (Hg.), *Habermas-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2009, 282b-291a.
- 15 URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Theorie_des_kommunikativen_Handelns [09.01.2018]
- 16 Vgl. Kant, Immanuel, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Frankfurt a. M. 1974, 61 (BA 66f.)
- 17 Hegel, Georg W. F., *Grundlinien der Philosophie des Rechts* (Werke in 20 Bänden: Bd. 7), Frankfurt a. M. 1986, 95 (§ 36)

DIE WELT VON AUSSSEN

Wer bin ich in dieser Welt wo finde
ich mich wieder was ist noch da was
uns zusammenhält was schreibe ich
hier nieder
all diese Fragen die mich Tag für Tag
plagen ich fühle das Fremde in mir bin
von Sorge um Sorge getragen immer
mehr das sag ich dir was mache ich
eigentlich noch hier es reizt mich etwas
zu wagen
bei all den Einflüssen von außen bin ich
denn nur ich und das Draußen ist das
Fremde in mir doch außer mir ich versteh
die Welt nicht mehr, so sag ich dir

VON ELISABETH SÜSS

COMIC



VON ELISABETH SÜSS

IMPRESSUM

Ausgabe 24 / Januar 2018

DYNAMIS

Studierenden-Zeitschrift der KU Linz

HERAUSGEBER

Studierende der KU Linz

REDAKTION UND VERTRIEB

Andreas Haider

Dominik Harrer

Christa Romana Scharf

Elisabeth Süß

Malvine Nussbrücker

Peter Schink

Franz Naarn

Magdalena Freund

LAYOUT

Laura Höllhumer

AUFLAGE

XXX Stk.

DRUCK

XXX

KONTAKT

Katholische Privat-Universität Linz

Redaktion »dynamis«

Bethlehemstr. 20, 4020 Linz

dynamis@ku-linz.at

Die Artikel spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Falls nicht anders angegeben, sind die Abbildungen Werke der Autor_innen oder entstammen freien Internetquellen. Sollten Sie der_die Urheber_in der Bilder sein, bitten wir Sie darum, mit der Redaktion in Kontakt zu treten.

BEITRÄGE AN

dynamis@ku-linz.at